// Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 23 Leipzig, den 8. Juni 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Licht der Welt — Zur Apologetik: 3. Die Verantwortung des Glaubens — Katholizismus und moderne Kultur. Ein Rückblick auf den Fall Schell: 5. Der Amerikanismus — Vom Kieler Kongreß: 1. Kaftans Vortrag über die Stellung der lutherischen Kirche zur sozialen Frage — Der Friedensgedanke und das Christentum. Schlußartikel. Mit Nachwort des Herausgebers — Verschiedenes: Für unsre Studenten — Quittung — Anzeigen

Das Licht der Welt

Joh. 8, 12

Ich bin das Licht der Welt! sagt der Herr. Ihr Kinder des neunzehnten Jahrhunderts glaubt euch mitten im Licht. Immer neue, immer stärkere Lichtquellen haben sich euch erschlossen. In alle Geheimnisse der Natur leuchtet die Fackel eurer Wissenschaft. Den dunkelsten Erdenwinkel habt ihr aufgehellt. Ja, durch Bretter und Wände hindurch sendet ihr die wunderbaren Strahlen des Lichtes. Aber gerade vor den größten und wichtigsten Fragen des Menschenherzens müßt ihr Halt machen. Gerade da, wo es vor Allem auf Licht und Klarheit und Gewißheit ankäme, läßt eure Kunst und Klugheit euch im Stich. Ich, ich löse euch die Rätsel euers Lebens und gebe euch Antwort auf die letzten Fragen, die tiefsten Zweifel eurer Seele. Ich verscheuche alle Dunkelheit und schlage nieder alle Nebel und zerstreue alle Wolken und bringe euch Licht hinein in euer Dasein, Licht und Hilfe und Frieden und Freude. Den Weisen und Klugen bringe ich erst die Wahrheit und zeige das Höchste und Beste, das Menschenaugen schauen können, auch den Unmündigen und Zurückgebliebnen. Allen Völkern und Zeiten bin ich das Licht, das fortleuchtet durch die Jahrtausende und keinen Wechsel und Wandel, keinen Auf- und Untergang kennt.

Ich bin das Licht der Welt! Was meint ihr, wenn heute ein Mann so spräche, es in eine Volksversammlnng hinein riefe oder in einer Zeitung den Lesern und aller Welt so sich ankündigte? Das ist einmal gesagt, ist einem staunenden Menschenhaufen ins Angesicht hinein gesagt, ist wirklich und wahrhaftig gesagt von einem Menschen, einem äußerlich unendlich unbedeutenden Menschen. Und man hat ihn nicht für einen Irrsinnigen gehalten, nicht für einen harmlosen, thörichten Schwärmer. Sehr ernst hat man ihn genommen. O, er selbst zwang seine Hörer dazu. Gelacht und gespottet hat Niemand über sein Wort. Als man es nicht mehr hören konnte, hat man ihn gekreuzigt und getötet. Und heute? Ja, heute muß man ihm entweder das Ohr verschließen, als ob es nie gesprochen wäre, oder — man muß einmal einen Versuch damit machen.

Ich bin das Licht der Welt! Wie kann der Rabbi von Nazareth, der Zimmermannssohn, so etwas von sich sagen? Nun, nicht wahr? ein Licht, das die Welt erleuchten will, das muß von oben herab, vom Himmel herab scheinen. Es muß so stark und stärker sein als das Sonnenlicht. Das breitet sich aus wenigstens über die halbe Erde. Das geht durch die verschlossenen Fenster und findet seinen Weg in alle Winkel. Das umspielt die Dinge auf allen Seiten und macht es hell mitten im Schatten. Das dringt durch die dichtesten Wolken, und wenn der ganze Himmel überdeckt ist, es ist doch ein großer Unterschied, ob die Sonne dahinter steht, oder ob es Nacht ist. Viele Millionen Kerzen und Lichter ersetzen nicht das eine Himmelslicht. Das Licht vom Himmel hat Jesus uns gebracht, Gott hat er uns gebracht herab auf die Erde, herein in unser Leben. Deshalb ist er das Licht der Welt. Die Welt dort oben hat er uns erschlossen, von der die Menschheit allerlei dunkle Vorstellungen hatte, von deren Segen sie von jeher zehrte und lebte, und die sie doch nicht kannte. Das Licht jener oberen Welt hat er über dies dunkle Erdenthal ausgegossen und ihm den Weg gebahnt in die Herzen und Wohnungen der Menschen. Deshalb ist er das Licht der Welt.

O, er trug es in sich, dieses Licht. Darum sah er, wo Andre nicht sahen. Er sah Gott überall, den unsichtbaren. Er sah ihn, wo Niemand an ihn dachte. Er sah ihn, wo jeder Andre das gerade Gegenteil, aber ganz gewiß nicht Gott fand. Die Andern redeten von Gott, er sah ihn. Die Andern wußten von Gott die wunderbarsten Dinge, kannten alle Geheimnisse des Himmels, setzten aufs genaueste fest, was Gottes Wille sei. Er wußte nur Eins: Gott ist mein Vater, in ewiger Liebe und Treue umgiebt und überwacht und leitet er mich, wo ich gehe und stehe. Aber dies Eine war tausendmal mehr wert als alle Weisheit der Schriftgelehrten. Das war das Licht, das ihm die Welt erhellte, das ihn heimisch sein, ihn das Herz voll hohen Glückes tragen ließ in einer Welt, die äußerlich so wenig für ihn übrig hatte. Dies Licht legte sich verklärend auf Alles um ihn her, auch auf das Kleinste und Geringste, und es bekam für ihn einen ganz andern Wert. Dies Licht leuchtete hinein in Alles, was finster und feindselig aussah, und sofort nahm es für ihn ein ander Gesicht an. Jetzt war es nun eben die Welt seines Gottes, in der er lebte, eine Welt, in der Nichts geschehen, kein Sperling vom Dach, kein Haar von eines Menschen Haupt fallen konnte ohne Gottes Willen, eine Welt, in der nicht eine gedankenlose Willkür, nicht ein sinnloser Zufall, auch nicht herzlose, unerbittliche Naturgewalten, sondern Gott regierte, Gott und seine Weisheit und Liebe, eine Welt, in der kein Teufel, keine Sünde, keine Macht der Bosheit und Lüge, so breit sie sich auch machten, so laut und dreist sie auch ihr Wesen trieben, etwas zu sagen hatten, sondern in der Gott und Recht und Wahrheit notwendig das letzte Wort behielten. Gott war sein Licht. Deshalb hat er so sicher und unbeirrt seinen Weg gefunden durch diese Welt trotz aller Versuchungen und Anfechtungen, trotz aller Kämpfe und Nöte und Mühen, die ihn umdrängten. Deshalb hat Nichts das innere Gleichgewicht der Seele ihm rauben können. Deshalb hat er in jedem Augenblick gewußt, was er zu thun hatte, und hat durch keine Macht sich daran hindern lassen. Deshalb hat er Segen gefunden in Allem, was ihm widerfuhr, und hat Segen hineingelegt, reichen, unerschöpften Segen in Alles, was er redete und that, Segen, den keine Zeit verzehren und zu Ende bringen kann.

Wer ihm nachfolgt, der hat das Licht, das ihn richtig führt, der findet sich zurecht in der Welt, der wird seine Wanderschaft durch dieses Erdenleben glücklich vollbringen. Er hat nun auch Gott und seine Wahrheit, das Licht des Lebens hat er. Auch für ihn wird die Welt des Lichtes und der Liebe voll. Vorher, so sagt er jetzt, wars dunkel um mich her, nun erst

ists hell geworden. Vorher irrte ich in der Finsternis, nun sehe ich Licht, sehe meinen Weg, sehe die Wahrheit aller Dinge. Die Welt sieht nicht immer überein aus. Sie sieht anders aus bei Tage und anders bei Nacht, anders im Gewitter und anders bei Sonnenschein, anders auch, wenn das Herz in der Brust trüb und mißgestimmt, und anders, wenn es froh und guter Dinge ist. Es ist eine ganz andre Welt jedesmal, und doch genau dieselbe Welt. Und wahrlich, es ist eine völlig andre Welt, es sind zwei durchaus verschiedne Welten: die Welt ohne Gott — da sehen wir Alles verkehrt, da steht Alles auf dem Kopf, wir beurteilen alles falsch. Flitter halten wir für Gold und Glaskugeln für Perlen. Die Welt mit Gott — da bekommen erst alle Dinge ihre rechte Gestalt, da sehen wir erst die Wirklichkeit, sehen, was groß und was klein ist, was nichtig und wurmstichig und was standfest und verlässig, was unecht und wertlos ist und was wirklichen Wert besitzt. Jetzt bekommen die Worte Glück und Unglück, gut und böse, Sünde und Gerechtigkeit, Pflicht und Wahrheit, Treue und Liebe erst ihre rechte Bedeutung für uns. Wir verstehen sie jetzt erst in ihrer Tiefe und Größe. Jetzt erst begreifen wir, was ein rechtes Menschenleben ist, wie es eigentlich um uns stehen und wie es aussehen müßte in der Welt. Der Geist Jesu Christi zeigt uns die kleine Welt des eignen Innern. Er weckt uns das Gewissen auf, aber er giebt ihm auch den Frieden in der Gewißheit der ewigen Vaterliebe Gottes. Er öffnet uns die Augen erst wirklich für den Ernst des Lebens, aber er stärkt uns auch das Herz mit Gottvertrauen und Geduld. Er bringt uns die Größe unsrer Pflicht erst zum Bewußtsein, aber er giebt uns auch die Kraft, sie zu erfüllen. Er deckt uns die Verkehrtheit der Welt erst recht auf, aber er erfüllt uns trotz allem mit der frohsten Hoffnung für ihre Zukunft. Er macht erst die Erde für uns bewohnbar. Wer uns Gott hineinbringt in die Welt, der ist das Licht der Welt. Dörries

Zur Apologetik

3. Die Verantwortung des Glaubens

Nun aber zu dem, das die andre Hälfte einer Verantwortung des christlichen Glaubens im geistigen Leben der Gegenwart ausmacht, das heißt zu dem, was in einer Apologie über den zureichenden Grund unsers christlichen Glaubens zu sagen ist.

Das ist ja klar: ob auch nachgewiesen ist, daß jede Weltanschauung, auch die moderne, ein Glaube ist, so gut wie der christliche Glaube, oder genauer die Weltanschauung des christlichen Glaubens; ob auch nachgewiesen ist, daß in unserm wirklichen Wissen Nichts vorliegt, das den christlichen Glauben ausschließt: der christliche Glaube kann dennoch ein Wahn sein wie so viele andre Weltanschauungen auch; gerade das Wesentlichste und Wichtigste in seiner Verantwortung steht noch aus: denn das ist eben die Aufweisung seines zureichenden Grundes.

Auch hier begegne ich von vornherein einem Widerspruch Foersters. Er empfiehlt — wenn ich ihn recht verstehe, in Konsequenz seiner Auffassung des Verhältnisses von Glaube und Geschichte — die Rede von einem zureichenden Grunde des Glaubens überhaupt fahren zu lassen und nach dem Dichterworte zu verfahren:

Du mußt glauben, du mußt wagen;
Denn die Götter leihn kein Pfand.
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Darauf läuft es wenigstens hinaus, wenn er dafür plaidirt, den Leuten einfach zu sagen: der Glaube ist immer ein „Wagnis"; riskire den „Sprung ins Dunkle"; versuch es mit dem biblischen Christus; du wirst so gute Erfahrungen machen, daß du nach dem Grunde nicht mehr fragst. Handelte es sich um Darbietung von allerlei Ratschlägen, wie in unsern Tagen zu predigen oder in der Seelsorge zu raten ist — Foerster selbst bewegt sich augenscheinlich in solchen Gedanken, denn er redet in diesem Zusammenhang davon, wie wir *predigen* sollen, und von der „Kopfschütteln," ja „Herzweh" erregenden „*Predigt nach* Kaftans Muster" —, dann ließe sich über diese Sätze diskutiren. Sonderlich im Hinblick auf solche, die da wähnen, das Gut des christlichen Glaubens ergrübeln zu können, statt es zu gewinnen mit dem Einsatz ihrer Person. Aber wir haben es hier nicht mit Pastoraltheologie, sondern mit Apologie zu thun. Und in diesem Betracht ist das, was Foerster empfiehlt, nichts Andres als eine klipp und klare Bankerotterklärung aller Apologie. Bliebe uns nichts Andres als das, was Foerster empfiehlt, dann stünde es um die Verantwortung des Christentums wie etwa um die des Islam oder des Buddhismus oder irgend einer andern Religion, die je Menschenseelen befriedigt hat. Aber davon abgesehen beruht, was Foerster vorschlägt, wenn er das als ausreichend betrachtet wissen will, überhaupt auf einer Selbsttäuschung. Die Vergleiche mit der Liebe zur Gattin und der Anhänglichkeit an die Heimat, bei denen nicht nach dem Grunde gefragt werde, hinken auf beiden Beinen, und das darf auch ein Gleichnis nicht. Wenn einer den Weg geht, den Foerster empfiehlt, wird er nicht, wie Foerster meint, dazu kommen, nach einem zureichenden Grunde seines Glaubens überhaupt nicht mehr zu fragen. Das mag in dem Dämmerungsleben buddhistischer Frömmigkeit der Fall sein; in unsrer geistig regen Kulturwelt geht es nicht. Im Gegenteil, wer einen derartigen, seelsorgerlich unter Umständen richtigen Rat befolgt und christliche Erfahrung macht, den Frieden schmeckt und die Kraft erfährt, die im Evangelium liegt, der wird dann erst recht nach dem objektiven Grunde alles dessen, das er erfuhr, fragen. Und käme er selbst nicht darauf, seine Umgebung würde dafür sorgen. Auch ihm würde entgegentreten, wie sich in der uns umgebenden Welt allerlei Anerkennung des Christentums als einer praktisch segensreichen Größe mit der gleich gewissen Behauptung eint, trotzdem sei das Christentum eine Illusion; und wer wollte leugnen, daß auch Illusionen segensreich wirken können? Unter derartigen Einflüssen regt sich dann in des davon angefochtenen Christen Seele das Bedürfnis der objektiven Begründung seines Glaubens, seines ewigen Realitätsgrundes gewiß zu werden. Und das heißt eben nichts Andres, als daß die Frage auftaucht nach des christlichen Glaubens zureichendem Grunde. Foerster überschätzt die Tragkraft des bloß Subjektiven und unterschätzt der Menschenseele Durst nach Wahrheit und Verlangen nach Realität. In der That, die Aufweisung des zureichenden Grundes ist in einer Verantwortung des christlichen Glaubens so wenig überflüssig, daß sie vielmehr das Hauptstück derselben ist.

Eine solche Aufweisung ist aber für den, der den christlichen Glauben vertritt, nicht nur notwendig, sondern auch möglich. Der zureichende Grund des christlichen Glaubens ist der geschichtliche Christus, d. h. der Christus, der wirklich in der Geschichte gelebt hat.

Christus ist des Glaubens Grund. Der christliche Glaube ist Christusglaube; Christus ist sein zentraler Inhalt, und zwar der Christus, von dem die Evangelien sagen. Ist dieser, der biblische Christus, keine geschichtliche Realität, sondern ein irgendwie entstandnes Idealbild, dann ist der ganze christliche Glaube eine Illusion. Aber eben so fest steht das Andre: ist dieser biblische Christus der geschichtliche, dann steht der christliche Glaube unantastbar fest. Das ist mithin in der That die Frage, ob der biblische Christus der geschichtliche ist oder nicht. Verantwortung des Glaubens, Apologie kann nur der treiben, der des biblischen Christus als des geschichtlichen gewiß geworden ist. Er wird dann eben zu zeigen haben, *erstens* daß der *biblische Christus in dem zur Genüge dargelegten Sinn der geschichtliche Christus ist*, und zweitens, wie er des gewiß geworden ist.

Dieser geschichtliche Nachweis hat im wesentlichen so zu beginnen, wie jeder andre. Wie auch sonst bei Ermittlung eines Thatbestandes aus entlegnen Zeiten, so müssen zunächst die Berichtsquellen, aus denen unsre Kunde stammt, untersucht und auf ihren Wert geprüft werden, was eine Mannigfaltigkeit verschiedner Operationen in sich schließt. Sodann wird festzustellen sein, was diese Quellen ergeben. Das alles selbstverständlich mittels der überall angewandten Methode. Nur daß wir hier nicht die Quellen von vornherein deshalb für wertlos erklären, weil sie sonst nicht Geschehenes berichten, sondern das feststellen,

was sie ergeben, indem wir die Frage nach der Möglichkeit solchen Geschehens einstweilen offen lassen. Verführen wir anders, dann stellten wir hier eine Untersuchung an, deren Resultat von vornherein feststeht.

Foerster meint, ich beurteilte die Quellen zu optimistisch. Darauf gehe ich hier nicht ein. Das aber läßt sich in vorurteilsloser Diskussion feststellen, daß es um die Quellen der Christusgeschichte in den entscheidenden Punkten so gut bestellt ist, wie nur irgend sonst in der alten Geschichte. Foerster meint, ich wolle alle Einzelheiten geschichtlich ermitteln. Das halte ich im Gegenteil nicht für möglich; davor warne ich. Es handelt sich um Feststellung dessen, was die Quellen ergeben, nach großen entscheidenden Gesichtspunkten. Unter solche zusammengefaßt läßt sich in vorurteilsloser Diskussion als Ergebnis erweisen zunächst ein „inneres Leben" dieses Jesus, das der Analogie alles sonstigen menschlichen Seins widerspricht, und im Anschluß daran der Anspruch, den dieser nach Reinheit und Geistesklarheit analogielose Jesus erhoben hat, sein Anspruch, der Heiland der Welt zu sein. Weiter, daß sein Heilandsleben oder was davon berichtet wird, sich durchsetzt zeigt von Werken, die sich naturgesetzlich nicht erklären lassen. (Nicht darauf kommt es hier an, ob und inwieweit die Einzelheiten richtig sind, sondern dies ist das Entscheidende, daß eine derartige Thätigkeit mit dem Gesamtbild so verwachsen ist, daß sie sich nicht eliminiren läßt.) Endlich ein Erleben dieses Jesus, das seines Gleichen nicht hat. Dabei ist einzusetzen an dem zentralen und zugleich für eine Untersuchung geeignetsten Punkte: das ist weder die Geburt von der Jungfrau noch die Auffahrt gen Himmel, sondern die durch das vorzüglich bezeugte Erscheinen dokumentirte Auferstehung vom Tode. Eine Zusammenfassung aber dessen, was dergestalt ermittelt ist, ergiebt schließlich ein in sich so einheitliches Christusbild, daß moderne Versuche, um bei einer vermeintlich straff historischen Forschung bleiben zu können, einzelne Züge dieses Bildes aus dem Ganzen loszulösen und unter Preisgebung oder Gleichgiltigerklärung der andern festzuhalten, scheitern, wir vielmehr vor die Alternative gestellt werden: entweder diesen analogielosen Christus als den geschichtlichen anzuerkennen, oder auf ein nennenswertes Wissen über diesen Christus überhaupt zu verzichten.

Dieses Entweder-Oder führt nun weiter. Beginnen kann die geschichtliche Untersuchung der Christusfrage wie jede andre; ihr Verlauf aber führt darüber hinaus. Der Christ, der seinen Glauben verantwortet, gesteht die Analogielosigkeit dieses Christus nicht nur zu, sondern betont sie. Daraus erwächst ihm die weitere Aufgabe, zu zeigen, wie er trotzdem dieses analogielosen Christus als des geschichtlichen gewiß geworden ist. Indem er das thut, schlägt er ganz andre Wege ein als die „Historiker." Man wähne aber doch nicht, daß er dabei diese irgendwie fürchte; im Gegenteil sollte er Fragende, statt sie vor den „Historikern" zu behüten, auf diese hinweisen und sie zu recht genauer Prüfung auffordern, wie die „Historiker" in dieser Christusfrage mit dem fertig werden, das auch nach ihrer Meinung unbestreitbar vorliegt: wie es ihnen gelingt, die thatsächlich vorhandne Litteratur, den thatsächlich unbestrittnen Jüngerglauben, das Alles, was an Wirkung unbestritten von Christus ausgegangen ist, ohne den analogielosen Christus natürlich zu erklären. Dies fordert ja die „exakte Wissenschaft" von den „Historikern," und darin haben sie zu beweisen, wie weit sie mit ihrer exakten Wissenschaft in der Christusfrage auskommen. Was den Fragenden da die exakte Wissenschaft darbietet, ist so dürftig, so voller Ausflüchte, nimmt so viel Weltgläubigkeit in Anspruch, daß es schwerlich das Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der „exakten Wissenschaft" in der Christusfrage wecken oder stärken wird.

Aber dies ist nur propädeutisch von Wert. Hat der Apologet in diesem Sinne den Blick der Fragenden auf die Weisheit der „Historiker" hingelenkt, so beginnt nun erst seine eigentliche Aufgabe, nämlich zu zeigen, wie er dieses Besitzes gewiß geworden ist. Ihre Lösung führt hinein in das menschliche Personleben. Hier allein liegt die Entscheidung, ob man dieses Christus gewiß wird oder nicht. Wem der biblische Christus innerlich nahe tritt, und wer, aus der Wahrheit stammend, ihm sich erschließt, dem wird in diesem Sonderlichen das Ziel seines eignen Seins und Lebens erschlossen, der Unwert und die Untüchtigkeit seiner eignen Person aufgedeckt, aber zugleich in Erlösung und Versöhnung der Weg zum Ziel, dem Leben in Gott, eröffnet. Das Gotteswort, das dieser Christus ist, trifft in uns das, was auf Grund unsers Erschaffenseins für Gott das Letzte und Tiefste in unsrer Person ist. Wer sich da nicht will treffen lassen, die Stimme dessen nicht hören will, der da gekommen ist von der Wahrheit zu zeugen, der soll der geschichtlichen Wirklichkeit dieses Christus gar nicht gewiß werden (es sei denn in seinem Gewissen zum Gericht). Wer aber aus der Wahrheit ist und dem Gotteswort, das Christus ist, im Gehorsam des Glaubens sich beugt, dem begegnet in diesem Christus der lebendige Gott. Und damit erlischt alles Befremdende in der Analogielosigkeit dieses Christus; Gott ist analogielos in der Welt. Daß Christus so überweltlich ist, wie die Evangelien von ihm sagen, und daß in ihm Gott, sein Heil und sein Leben uns nahe tritt — das sind Korrelate; statt daß die Analogielosigkeit dieses Christus uns hindern könnte, in dem Christus der Evangelien den Christus zu erkennen, der wirklich in der Geschichte gelebt hat, entspricht vielmehr das, was die Quellen darbieten, gerade dem, was wir von dem Christus, von dem wir solche Wirkungen persönlich erfahren, erwarten. Wer dawider den Einwand erheben wollte, daß durch solches alles „Historiker" sich nicht überzeugen ließen, würde dadurch nur zeigen, daß er den Apologeten mißverstanden hätte; dieser bemüht sich ja hier nicht, „Historikern" den christlichen Glauben zu demonstriren, sondern legt dar, wie er, der Christ, dieses biblischen Christus als des geschichtlichen gewiß geworden ist.

So ist aus einer geschichtlichen und einer dem Personleben entstammenden Darlegung zusammen der zureichende Grund unsers christlichen Glaubens aufzuweisen und damit dann die zweite und letzte Aufgabe des Apologeten vollzogen.

In der Schrift, welche die vorliegende Diskussion veranlaßt hat, habe ich schließlich zu zeigen versucht, wie der Christusglaube, der Glaube, dessen Objekt allemal weder die Welt noch unser Ich, sondern stets Gott ist, sich zu dem „apostolischen" Bekenntnis entfaltet habe, und wie dieses recht zu verstehen, in unserm modernen Leben auszulegen und als das alte genuine gemeinsame Bekenntnis der Christenheit hochzuhalten sei. Auch dagegen hat Foerster Einwände erhoben; aber davon sehe ich hier ab; ich will nicht eine Antikritik schreiben, sondern Erörterungen zur Apologetik. In den Rahmen dieser letzteren fallen drei — trotz des zum Teil persönlichen Ausgangs — allgemeine Bemerkungen, mit denen ich schließen möchte.

Ich habe gegen Foerster den Vorwurf erhoben, daß er die Apologie nicht rein in ihrer besondern Aufgabe erfasse, sondern mit Fragen ethischer, pastoraltheologischer und ähnlicher Art vermenge. Ich habe dafür plaidirt: Die Apologie ist „reinlich" zu betreiben; das liegt sowohl in ihrem eignen Interesse wie in dem Gesamtinteresse des Christentums. Davon nehme ich Nichts zurück. Aber ich möchte nicht so verstanden werden, als verkennte ich, daß Apologetisches in verschiedner Weise pastoraltheologisch zur Verwendung kommen muß.

Ich habe betont, daß eine Apologie in erster Linie Angefochtenen zu dienen hat und dient; das hebt aber nicht auf, daß sie auch für erst Fragende brauchbar zu sein hat. Solche Brauchbarkeit nehme ich auch für die von mir vertretene Apologie in Anspruch. Wer auf dem Boden der von mir vertretenen Apologie steht, würde einen suchenden, modernen Menschen ungefähr — individuell bedingt bleiben solche Ratschläge stets — so beraten: Werde ein Jünger Jesu von Nazareth! Das heißt weder: Erkenne die Wunder an, die dir unfaßlich sind, noch: Grüble über die Auferstehung oder gar die Jungfrauengeburt, die dich erschreckt; sondern das heißt: Lies die Schrift, die von ihm redet, merke auf seine Worte, die Geist und Leben sind, und thue, was er dir sagt. Wer dem Folge leistet, wird des inne werden, daß hier ein Sonderlicher redet, Einer, der anders ist als die Andern alle, nicht wie Pharisäer und Schriftgelehrte. Das laß dir dann Antrieb werden, dich mit seiner Person auf Grund der Schrift recht eigentlich zu beschäftigen; merke darauf

wie dieser demütige, so geistesklare wie sündenreine Jesus den Anspruch erhebt, der Messias, d. h. der Heiland Aller zu sein. Und von da aus dringe weiter hinein in das sonderliche Leben und Erleben, das dir in dieser Person entgegentritt; je tiefer du da eindringst mit innerer Aufgeschlossenheit für Gott, um so mehr wird dieser biblische Christus in seiner Einheitlichkeit erkennbar werden, und du wirst hindurchdringen zum Christusglauben, d. h. dazu, daß er selbst dir das Objekt deines Glaubens wird, daß du in ihm Gott, sein Heil und sein Leben findest. Was dir das Anstößige an diesem Jesus war, das „Metaphysische" in ihm, wird schließlich das Fundament deines Glaubens sein. Kurz: Jüngerschaft Jesu, das ist der Weg zum Christusglauben nach „Kaftans Rezept".

Und nun das Andre. Foerster beklagt sich, wie darüber, daß ich keine gehörige Wertung hätte für meine Mitstreiter, so darüber, daß meine Art eine heftige und abstoßende sei. Wo immer ich Leute finde, die mit Aufrichtigkeit und heiligem Ernst bemüht sind, Christo Bahn zu machen in dem Leben unsers Geschlechts — und zu diesen rechne ich auch Foerster —, da ist ohne weiteres meine Sympathie rege. Aber das hindert mich nicht, wo ich solche nach meiner Ueberzeugung nicht nur Fehler machen sehe — die machen wir alle —, sondern wo ich sie das preisgeben sehe, was ich für ein unveräußerliches Gut halte, sie energisch zu bekämpfen. Man kann einen Mann energisch bekämpfen um des willen, was er thut, und gleichzeitig Wertschätzung für ihn haben um der Absicht willen, aus der er handelt. Wenn aber Foerster meine Heftigkeit beklagt — Andre nannten das Lebhaftigkeit — oder mir gar ein Abstoßen Suchender Schuld giebt, so hat solches freilich dem fern zu liegen, der gern Etliche für Christum gewinnen möchte. Aber auch hier will die richtige Schranke erkannt sein. Als junger Geistlicher sagte ich meiner Gemeinde, ich diente gern einem Jeden auch in seinen Zweifeln, seinen geistigen Nöten; es möchte doch Niemand meinen, daß ich einen ehrlichen Zweifler verachte; auch wenn Einer an Gott und Ewigkeit irre geworden, sei er mir willkommen, so es ihm Ernst sei mit diesen Fragen. Auf dem Standpunkt stehe ich auch heute noch. Ich trete ein für die Praxis, allen Suchenden entgegenzukommen, ihnen Brücken zu bauen zu Christo hin, ihnen zu zeigen, daß sie in ihm finden, was sie ohne ihn zu kennen suchten, Etwas, das mir gelegentlich von solchen, die in Schroffheit ein sonderlich gottgefälliges Indizium des wahren Glaubens sehen, den Vorwurf der Halbheit einträgt. Wir sollen ein warmes Herz und eine linde Hand haben unter den Verwundeten unsers Kirchenvolks, innerlich bedacht, daß wir doch ja keinen glimmenden Docht auslöschen und kein geknicktes Rohr zerbrechen; nur so können wir getrost aufschauen zu dem, dem wir Handlangerdienste thun möchten, und von dem geschrieben steht: Ihn jammerte des Volks. Aber der heute mächtig uns umgebenden weltsatten Gesellschaft gegenüber, die in großer selbstzufriedner Suffisance auf die herabsieht, die noch nach Christus fragen, denen gegenüber sollen wir eine feste und kräftige Sprache zu führen wissen; die verstehen uns, wenn überhaupt, nur so; alles Tasten erscheint ihnen lediglich als Zeichen, daß wir unsrer Sache nicht gewiß sind. Hier ist trotziger und freudiger Zeugenmut wie an sich am Platz, so auch die rechte Barmherzigkeit.

Endlich das Dritte. Ich habe hier nicht speziell Foerster im Auge, sondern rede ganz allgemein. Unsre Zeit ist eine eigenartige Zeit. Wir fassen diese Eigentümlichkeiten wohl zusammen in die an sich farblose Bezeichnung „modern," aber wir wissen alle, was damit gemeint ist. Wir haben in der modernen Welt das Evangelium zu vertreten. Daraus folgt, daß wir den Modernen Moderne werden sollen, damit wir Etliche für Christum gewinnen, und daß wir nicht, was menschliche Form ist, Rest eines andersgearteten Geisteslebens, den Modernen aufdrängen dürfen als einen Bestandteil des Evangeliums. Nicht Plato, nicht Aristoteles ist unser Meister, auch nicht Thomas oder Johann Gerhard, sondern Jesus Christus. Aber ebenso: nicht anders dürfen wir Christen den Modernen Moderne werden, als wie Paulus den Griechen ein Grieche und den Juden ein Jude ward, und das heißt ohne irgend ein Preisgeben und ohne irgend ein Abbrechen von der Wahrheit. Es gab ein israelitisches Verständnis Christi; es gab ein hellenistisches Verständnis Christi; es gab ein römisches Verständnis Christi, so mag es auch ein modernes Verständnis Christi geben. Aber es ist nur ein Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hüten wir uns, daß nicht die schuldige Rücksicht auf die Eigenart modernen Geisteslebens ausarte in schuldvollen Respekt vor seiner Thorheit. Wie jede Zeit, so hat auch unsre Zeit ihre eigenartigen Gebrechen, auch auf intellektuellem Gebiet. Jede Zeit hat sozusagen ihren Aberglauben; mit dem Bewußtsein der Erhabenheit über den Aberglauben vergangner Tage pflegt die Blindheit gegenüber dem heute herrschenden Aberglauben Schritt zu halten. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte." Christenleute aber sollen offne und klare Augen haben für den Aberglauben in jedem Gewand, auch dem zeitgenössischen. Wir wissen freilich alle, wie oft die Christen darin gefehlt haben. Aber das deckt uns nicht, wenn wir heute dennoch das Gleiche thun. Ich denke z. B. an die Rolle, die der Naturalismus in dem heutigen Geschlecht spielt. Was ich als Aberglauben bezeichne, ist nicht der naturalistische Monismus als naturwissenschaftliche Hypothese, zum Aberglauben wird er da, wo er, sei es von Pseudogelehrten; sei es von der großen Menge, als wissenschaftlich ausgemachte Wahrheit propagirt wird. Man halte dem nicht entgegen, daß doch der alte, auch heute noch in manchen Schichten unsrer Zeitgenossen wenn auch in modernisirter Form spukende Aberglaube einen sehr andern Charakter trug und trägt. Das übersehe ich nicht. Wohl aber übersehen die, die solchen Einwand erheben, daß hier wie dort lediglich Gedachtes ohne zureichenden Grund, ja im Widerspruch mit besser Begründetem als Thatsächliches genommen wird: das ist das charakteristische Merkmal des alten Aberglaubens. Weil dieses in dem als wissenschaftlich ausgemachte Wahrheit sich gebärdenden Naturalismus unsrer Tage wiederkehrt, darum bezeichne ich den letztern, um ihn scharf zu charakterisiren, als den modernen Aberglauben. Hier keinerlei Konnivenz zu üben, sondern scharf zu charakterisiren und deutlich zu reden ist um so ernster geboten, je größer die Macht ist, die der Naturalismus in unsern Tagen ausübt, in allen Schichten, und je ausgemachter die Blindheit ist, mit der man, selbst in aufgeklärten Kreisen, seinen Dekreten gehorcht; je feiner er sich zu verzweigen und fast unbemerkt das Geistesleben der modernen Menschen zu durchdringen versteht, bis in die Kreise der Christenheit hinein; in seiner groben Gestalt die Religion vernichtend, in seiner feinern die Erkenntnis dessen, der allein wahrer Gott ist, und des, den er gesandt hat, verkürzend. Da gilt es für die Christen Geistesfreiheit haben, halten und bewähren. Was Joh. 8, 31 f. geschrieben steht, greift weiter und tiefer als das, was hier verhandelt wird, aber es trifft auch hier: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen."

Theodor Kaftan (Kiel)

Katholizismus und moderne Kultur

Ein Rückblick auf den Fall Schell

5. Der Amerikanismus

Aus der alten Bischofsstadt am Main hat uns unser Weg nach Rom geführt. Hier wird er, wie es sich bei einer Wanderung durch die katholische Kirche ziemt, auch diesmal enden. Beginnen soll er heute in der Neuen Welt.

In der siebenten Auflage seiner Broschüre hat Schell für das Ideal, das er anstrebt, außer dem von Kardinal Newman entlehnten Ausdruck „Kommunionismus" noch ein andres Schlagwort benützt. Er nennt den „aktiven" Katholizismus „Amerikanismus." Und schon vorher hat er sich, in seiner zweiten Broschüre, auf die Führer dieser großen Bewegung berufen, die seit einigen Jahren die Kirche lebhaft beschäftigt und beunruhigt.

Die katholische Kirche hat sich in den Vereinigten Staaten eine mächtige Stellung errungen. Das beweisen schon die Zahlen. Nach dem Unabhängigkeitskrieg zählte — im Jahre 1785 — der apostolische Präfekt im ganzen in den Staaten nicht viel mehr

als 18000 Katholiken. Heute schätzt man 8 bis 9 Millionen bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 76 Millionen. Die katholische Kirche hat nicht bloß die straffste Organisation von allen in den Staaten vertretnen Kirchen, sie übertrifft auch an Mitgliederzahl jede einzelne protestantische Kirchengemeinschaft, auch jede einzelne Gruppe der näher zusammengehörigen Kirchengemeinschaften, wie die Methodisten oder die Baptisten. Sie ist für sich allein beinahe so stark wie die beiden nächst stärksten, die Methodisten und Baptisten zusammen. Und wenn sie sich auch mit den letztern an Einfluß auf das Volksleben nicht messen kann, so ist doch auch dieser bedeutend gewachsen. Die Zeiten sind vorüber, in denen sie, weil sie sich vor allen aus Eingewanderten rekrutirte, als eine fremde mißachtet war, und, weil ihre Angehörigen meist den untern Ständen angehörten, als eine Kirche der Ungebildeten galt. Sie greift heute vielfach mitbestimmend in das amerikanische Leben ein.

Diese Stellung hat sie sich nicht erkämpft, ohne selbst wieder von den amerikanischen Ideen, von der Gestaltung des Staatswesens, von der Kulturwelt, die sie umgiebt, tief beeinflußt zu sein. Man hat bis vor kurzem in Europa vielfach die Kraft des nationalen Gedankens in den Vereinigten Staaten unterschätzt. Seit den letzten politischen Ereignissen ist das wohl nicht mehr zu besorgen. Wie der Politiker, so muß der Historiker mit diesem Faktor rechnen. Die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit und Selbstverwaltung bilden das politische Fundament dieser nationalen Idee. Die Vorherrschaft der angelsächsischen Rasse giebt ihr die konkrete Gestalt. Eine Weltmachtsstellung zu erobern ist ihr Ziel. Es ist nun merkwürdig, mit welcher Schärfe sich der nationale Charakter trotz aller kirchlichen Zersplitterung dem nordamerikanischen Christentum aufgeprägt hat. Daß die im Staatsgesetz ausgesprochne Religionsfreiheit zu achten ist; daß das christliche Leben auch in andrer kirchlicher Form anzuerkennen ist; daß die Wertschätzung der Kirchen von ihrer Leistung für die Kultur und das Wohl des Volks abhängt; daß die amerikanische Christenheit den Beruf hat, als Vorbild der ganzen Welt die praktische Kraft des Christentums zur Anschauung zu bringen: das sind Sätze, die ein gemeinsames Band der Ueberzeugung für die verschiednen Kirchen bilden. Davon kann sich auch die katholische Kirche nicht ausschließen. Sie würde sich sonst aus dem Volksleben herausstellen und auf ihren Einfluß, auf ihre Zukunft verzichten. Der amerikanische Katholizismus erkennt, zum mindesten in der Praxis, den Grundsatz der Religions- und Gewissensfreiheit viel unbefangner an als der europäische. Für ihn gehört er zur nationalen Idee. Seine geistige Existenz in einem Volk, dem dieser Grundsatz in Fleisch und Blut übergegangen ist, ruht darauf. Er bejaht damit nur die Lebensbedingungen, unter denen er in Amerika groß geworden ist.

Dieser Anerkennung steht jedoch die Thatsache entgegen, daß die katholische Kirche grundsätzlich den liberalen Prinzipien, der Glaubens- und Denkfreiheit das Recht abstreitet. Wohl wird die Schärfe des Gegensatzes dadurch gemildert, daß sich die Kirche in das Unvermeidliche hat schicken müssen und in einer Reihe von europäischen Ländern ebenfalls die Herrschaft der liberalen Prinzipien in Staat und Gesellschaft thatsächlich anerkennt. Aber ihre ganze Geschichte, ihr ganzes im Mittelalter ausgebautes Rechtssystem, das auf dem Gedanken ihrer alleinigen Herrschaft ruht, hindern sie daran, über die bloß erzwungne Duldung hinauszugehn. Und das übt auf die Haltung und Stimmung der Katholiken in Europa einen tiefen Einfluß aus. Tausend Fäden verbinden den europäischen Katholizismus mit einer Vergangenheit, in der die römische Kirche die schärfste Gegnerin der Religionsfreiheit gewesen ist. Das wirkt lange nach.

Amerika hat sich einen neuen historischen Boden geschaffen. Die Katholiken haben z. T. selbst dabei mitgewirkt. Der amerikanische Katholik von echter Art rechnet es seiner Kirche zur Ehre an, daß ein Katholik, der Lord Baltimore, der erste war, der seit 1634 eine der jungen Kolonien, Maryland, auf die Basis der Religionsfreiheit gestellt hat. Daß die Verfassung der jungen Republik Kultusfreiheit gewährte, war für die katholische Kirche eine Wohlthat, eine Erlösung vom Druck. Und ringsum sieht man, welch eine mächtige Steigerung aller Lebenskräfte und

Kulturgüter auf dem Boden der Freiheit, durch die freie Entfaltung aller individuellen Kräfte erreicht worden ist. In vielen Formen macht sich der Geist der bürgerlichen Freiheit in der Kirche geltend, oft halb unbewußt, als Stimmung, nicht selten aber auch mit bewußter Tendenz, so gern man auch den Widerspruch verdeckt, in den man damit zu Kundgebungen des heiligen Stuhles gerät.

Ein Beispiel mag dies zeigen. Die schärfste Kriegserklärung gegen beinahe alle die Einrichtungen, die der Verfassung der Republik und der Ordnung der amerikanischen Gesellschaft wesentlich sind, war der Syllabus. In ihm war die Glaubens- und Kultusfreiheit, die Befreiung der Schule von der Kirche, die Trennung von Staat und Kirche verdammt. Ein so unparteiischer protestantischer Geschichtschreiber, wie Leonard Woolsey Bacon in seiner trefflichen History of American Christianity (1897) macht die Bemerkung: es sei für die katholische Kirche ein Glück gewesen, daß der Syllabus 1864 erschien, zu einer Zeit, in der der Bürgerkrieg den Amerikanern wenig Zeit ließ, über kirchliche Angelegenheiten nachzudenken. Solche Proteste wie der des Syllabus sind für Amerika unmöglich.

Die amerikanischen Katholiken wahren sich das Recht, zu entscheiden, was für ihr Land taugt. Angesehene amerikanische Bischöfe behaupten noch heute, dem Syllabus fehle das Merkmal der Unfehlbarkeit! Andre suchen sich mit Deutungen zu helfen, die ihn thatsächlich aufheben. Am liebsten redet man darüber gar nicht. Man kann Bacon doch nur beistimmen, wenn er es für wahrscheinlich hält, daß „mit dem Wachstum und der Angewöhnung der katholischen Kirche in Amerika diejenige Partei das Uebergewicht erhält, die am meisten mit den herrschenden Ideen des Landes und der modernen Zeit übereinstimmt."

Diejenige Partei! Denn über dieser Frage gehen allerdings die Parteien im amerikanischen Katholizismus der Gegenwart auseinander. Sie sind einig im Gehorsam gegen den Papst. Sie sind, was Dogma und Kirchenverfassung angeht, wenn man so will, alle „ultramontan." Ein „liberaler Katholizismus" im europäischen Sinne hat in Amerika nie festen Fuß fassen können. Altkatholiken giebt es nur ein paar Hundert. Das mag auffallen. Der Grund ist einmal, daß jede amerikanische Kirche durch das Interesse der Selbsterhaltung genötigt ist, ihre Grenzen nach außen hin deutlich zu ziehen, ihre Eigenart deutlich zur Geltung zu bringen. Daher die Neigung der meisten amerikanischen Kirchen zur Orthodoxie. Es wirkt die Konkurrenz. Sodann fehlt hier die Tradition von der größern Selbständigkeit der Landeskirchen, von einer freiern Entwicklung der Theologie in der Vergangenheit, an welche der katholische Liberalismus in Europa anknüpft. Eine nennenswerte Theologie hat man nie gehabt, und die kirchliche Organisation ist von Anfang an streng absolutistisch gewesen. Der Papst ernennt die Bischöfe. Wenn nun trotzdem in Amerika Etwas auftritt, was man „liberalen Katholizismus" nennen könnte, so geht er von einem andern Punkt aus, der in Europa auch in Betracht kommt, aber in andrer Weise, vom nationalen Gedanken.

Daran haben sich zwei Parteien geschieden. Ueber eine Reihe von Streitfragen sind sie in den letzten Jahren zusammengestoßen. Mit der größten Erbitterung ist von beiden Seiten der Kampf geführt worden.*) Die eine Partei geht vom amerikanischen Nationalgedanken aus. Sie ist durchaus aggressiv gerichtet. Ihr letztes Ziel ist die Eroberung des ganzen amerikanischen Volks. Sie sucht es zu erreichen, indem sie sich der nationalen Eigenart möglichst anbequemt. Die Herrschaft der englischen Sprache soll durchgeführt werden. Die Selbständigkeit des Individuums, die Selbstverwaltung in kirchlichen Angelegenheiten soll möglichst viel freien Raum erhalten, die moderne Kultur Zutritt in die Kirche. Diese ist hinter der Zeit zurückgeblieben — auch die Amerikaner geben eine Inferiorität des Katholizismus zu —, sie muß es nachholen. Sie muß erkennen und anerkennen, was die Zeit bewegt: die Wissenschaft, die Demokratie, die soziale Gerechtigkeit, den materiellen Fortschritt. Sie darf ihre übernatürlichen Gaben nicht im Gegensatz zu den

*) Vgl. zum Folgenden Christliche Welt 1894, Nr. 8, Sp. 173 ff.

natürlichen Kräften und Rechten geltend machen, deren entschlossene Anerkennung für die moderne Zeit charakteristisch ist.

Der unermüdliche Führer dieser Richtung ist der Erzbischof Ireland von St. Paul in Minnesota. Aber auch der erste Geistliche der amerikanischen Kirche, Kardinal Gibbons in Baltimore, gehört ihr an. Dann der frühere Rektor der katholischen Universität in Washington, Keane. Die Häupter der Partei sind zum großen Teil irischer Abkunft. Einen klassischen Ausdruck haben die Ideen des Amerikanismus in zwei Reden gefunden, die Ireland 1889 und 1893 in Baltimore gehalten hat. Zu einem neuen Kreuzzug ruft er auf: Amerika katholisch zu machen, damit aber die Kirche mit neuem Leben, mit dem Geist der amerikanischen Freiheit zu durchdringen. Die alte Kirche und die neue Zeit, Rom und Amerika gehören zusammen. Ihr Bund bringt eine neue Aera herauf. In ihr wird Amerika die Welt führen. Zum Bahnbrecher dieser Zukunft aber wird der Mann proklamirt, der die Verwandtschaft zwischen Kirche und Demokratie am klarsten erkannt hat: Papst Leo XIII.! Charakteristisch war für die Partei auch die Beteiligung am Religionsparlament in Chicago, im September 1893. Hier hatten Gibbons, Ireland, Keane Gelegenheit, ihren kulturfreundlichen Katholizismus vorzuführen. Gibbons nennt den Kongreß „das glücklichste Ereignis in der ganzen Geschichte unsrer jungen Kirche in Amerika." Und Irland hat den Gedanken wie eine „Inspiration" begrüßt.

Dieser Partei stehen die „ausländischen" Katholiken, die Eingewanderten, gegenüber. Sie wollen an ihrer heimischen Nationalität festhalten. Sie betonen den universalen Charakter der Kirche, das Recht Roms, die kirchliche Ordnung für alle Völker nach gleichen unveränderlichen Prinzipien festzustellen. Im Amerikanismus sehen sie eine neue Auflage des „Gallikanismus," den Versuch, eine Nationalkirche möglichst unabhängig von Rom zu errichten. Die Führer dieser Partei sind die Deutschen, vor allem die deutschen Jesuiten.

Zum heftigsten Zusammenstoß ist es über der Schulfrage gekommen. Da die amerikanische Staatsschule den Religionsunterricht ausschließt, haben die Katholiken vielfach Privatschulen unter kirchlicher Leitung gegründet. Die Träger dieses Systems waren die Deutschen. Für sie — und ähnlich für die andern „Ausländer," Franzosen, Polen, Italiener u. s. w. — waren diese Pfarrschulen zugleich ein Mittel, die heimische Sprache zu erhalten. Den Amerikanisten waren sie bedenklich, weil sie eine dem amerikanischen Geist fremde Erziehung befördern, auch zum Teil wirklich auf einem niedern Niveau stehen. Nun hat Ireland den Versuch gemacht, unter gewissen Bürgschaften für den religiösen Unterricht die Pfarrschulen unter staatliche Kontrolle zu stellen und ihnen die Rechte der Staatsschulen zuzuwenden. Also eine Verschmelzung der kirchlichen und staatlichen Schulen zum Zweck der Amerikanisirung der ausländischen Katholiken, zugleich zur Propaganda für die Kirche. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, mit welcher Erregung von beiden Seiten dieser Streit geführt wurde. Ebenso, welch unsichere und schwankende Haltung der römische Delegat, Kardinal Satolli, eingenommen hat. Erst gegen alles Erwarten von Ireland gewonnen, hat er nachher zu vermitteln versucht und sich schließlich der deutsch-jesuitischen Partei genähert. Nach Rom zurückgekehrt hat er Ireland aufs schärfste angegriffen. Irelands Schulplan ist an der Opposition in der eignen Kirche und am Mißtrauen der Protestanten gescheitert.

Der Kampf entflammte aufs neue, als es in der 1889 gegründeten katholischen Universität in Washington zu schweren Differenzen kam. Ihre Gründung war vor allem von der amerikanistischen Richtung betrieben worden. Aber auch ein Deutscher, Dr. Schröder, war als Lehrer angestellt. Erst wurde, im Herbst 1896, der Rektor Keane vom Papst abgesetzt: ein Schlag für die Amerikanisten; dann, im Herbst 1897, Schröder entfernt: ein Schlag für die deutsch-jesuitische Opposition. Die Abberufung Keanes hat im Lande tiefe Erbitterung erregt. Er wurde demonstrativ gefeiert. Er ist dann nach Rom gegangen und wirkt hier für die amerikanistischen Ideen.

So wie der Amerikanismus uns bisher begegnet ist, kann man nicht sagen, daß er viel eigenartige religiöse oder theologische Ideen produziert hat. Irelands Reden verraten gewiß ein lebendiges Gefühl für die sozialen und intellektuellen Aufgaben der neuen Zeit. In der Taktik weiß er gut, was er will. Aber wo er seine modernen Ideen mit dem geschichtlichen Charakter seiner Kirche auseinandersetzen soll, kommt er über die allgemeinsten Wendungen nicht hinaus. Hier ist schließlich Alles Kirchenpolitik, nicht Religion.

Allein der Amerikanismus hat auch seinen Heiligen. Eine tiefere religiöse Begründung ist versucht worden. Der Heilige ist Vater Hecker, der Gründer der Paulisten-Kongregation.

Sein Leben verlohnt es, daß man sich damit beschäftigt. Er stellt einen neuen Typus in der Religionsgeschichte dar, die Verbindung von Yankee und Mystiker. Durch eine neue Form des Mönchtums pflegt in der katholischen Kirche eine neue Epoche bezeichnet zu sein. Wenn der Amerikanismus eine solche einleitet, dann ist Vater Hecker mit seinen Paulisten der Franziskus der modernen Zeit.

Isaak Thomas Hecker, geboren am 18. Dezember 1819, entstammt einer deutsch-protestantischen Familie. Die Mutter ist Methodistin gewesen, und ein paar Tropfen methodistischen Blutes lassen sich auch im Katholizismus des Sohnes nachweisen. In harter Jugend, bei ungenügender Bildung entwickelt sich früh in ihm ein schwärmerisches Innenleben. Er grübelt über philosophische Probleme und liest Kant, Fichte, Hegel. Schon regt sich die Gewißheit, daß Gott ihn zu einer besondern Mission bestimmt habe. Er wirft sich zuerst auf die sozialen Aufgaben. Er verläßt seine Bäckerei und tritt in eine der kommunistischen Gemeinschaften ein, die in Amerika im zweiten Viertel des Jahrhunderts zahlreich auftreten. In dieser Gemeinschaft, in Brook Farm (Massachusets) macht die katholische Kirche auf ihn Eindruck. Durch seine Mystik war er auf sie hingewiesen. Sein unruhiger Individualismus suchte Ruhe in der festen Größe einer Gemeinschaft, welche die Wahrheit möglichst objektiv darbot. Der Konvertit Brownson, wohl der erste amerikanische Katholik von größerer geistiger Selbständigkeit, hat ihn gewonnen. Am 1. August 1844 trat er über.

Seine Schulung erhielt er in der Alten Welt, bei den Redemptoristen in Belgien. Aber der aufs Handeln angelegte Amerikaner konnte sich in die theologischen Studien nicht hineinfinden. Der gelehrige Schüler des heiligen Geistes war ein schlechter Schüler der Professoren. Mühsam hat er sich in schweren und tiefgehenden Kämpfen im Kloster zur Gewißheit seiner Mission hindurchgearbeitet: Amerika für den Katholizismus zu gewinnen. Von Wiseman in England zum Priester geweiht, kehrt er Anfang 1850 als redemptoristischer Missionar nach New-York zurück. Die Erfolge in der Mission bringen ihn mit einigen andern jungen amerikanischen Redemptoristen — gleichfalls Konvertiten — auf den Plan, ein neues Redemptoristenhaus mit ausschließlich amerikanischem Charakter zu gründen. Die Ordensobern verweigern die Zustimmung. Da geht Hecker August 1857 im Auftrage der Andern nach Rom. Sofort erklärt ihm hier sein Ordensgeneral, daß er wegen Bruchs des Gehorsamsgelübdes aus dem Orden ausgeschlossen sei. Mit amerikanischer Zähigkeit führt nun Hecker sieben Monate lang in Rom seine Sache, unterstützt von Kardinal Barnabò, dem Präfekten der Propaganda. Er rührt den Papst durch die Versicherung seiner unbedingten Unterwürfigkeit. Schließlich wird er mit seinen Genossen von seinen Gelübden dispensirt und erhält die Erlaubnis, eine neue eigne Gemeinschaft zu gründen.

Sofort wird 1858 die Gemeinschaft der „Paulisten" gegründet. Ihr Superior Hecker, ihr Schutzpatron der Apostel Paulus. Ihre Aufgabe: die Mission in Amerika. Eine kleine auserwählte Schar — es sind derzeit nur etwa 30. Eine Vereinigung freier Menschen, durch kein Gelübde gebunden. Denn die Eroberung der modernen Welt ist nur im Zeichen der Freiheit möglich, und charaktervolle Menschen bedürfen zur Sicherung ihrer Treue keines Gelübdes. Die alten Orden — so erscheint es Hecker — sind mehr auf die göttliche Leitung angelegt, wie sie sich durch äußere Mittel kundgiebt; diese neue Gemeinschaft mehr auf die Führung durch die innerliche Erleuchtung des Geistes. Sie rechnet auf die volle Entfaltung der Persönlichkeit. Sie schränkt die Individualität nicht durch mechanische Seelenleitung ein.

Die Missionen der Paulisten, mit modernen Mitteln betrieben, haben Erfolg. Sie ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Die Tagespresse beschäftigt sich achtungsvoll mit ihnen. Vielen imponirt die an Katholiken ungewohnte Energie und Intelligenz. Andre haben den Eindruck, als wolle Hecker die alte Arche der katholischen Kirche kurzerhand in ein modernes Dampfschiff verwandeln.

Der Syllabus hat Hecker nicht genirt. Er meint: für uns ist seine beste Auslegung die Gemeinschaft der Paulisten. In jenem ist die falsche Freiheit verworfen, in dieser die wahre beschützt. Das vatikanische Dekret hat er mit Freude begrüßt. Damit sei die äußere Auktorität der Kirche gegen die Häresien der letzten drei Jahrhunderte abschließend festgestellt. Jetzt habe die Kirche die Freiheit, sich ganz auf die innere Auktorität, auf das Wirken des Geistes in den Menschenseelen zu konzentriren. Jetzt könne sie die Aufgaben der neuen Zeit aufnehmen.

Heckers letzte Lebenszeit war durch schwere Krankheit getrübt. Im Jahre 1888 ist er gestorben.

Die unmittelbare Leitung des wiedergebornen Menschen durch den Geist ist sein Grundgedanke. Er ist bei ihm mit den lebendigen Farben der Mystik ausgeführt. Sein inneres Leben hat sich manchmal, vor allem während der Krisis in den belgischen Klöstern, in einer aufgeregten Weise geäußert, die an die alten Mystiker erinnert. Göttliche Eingebungen bestimmen sein Leben, dispensiren ihn vom Gebet, nehmen seiner Frömmigkeit jeden Gedanken an Belohnung. Er verkehrt tagelang mit den alten Heiligen, mit Franziskus, mit Bonaventura, mit Alfons von Liguori, wie mit Lebenden. Das ist der Mystiker. Es war nicht angelernt, es lag in ihm.

Aber durch allen „Enthusiasmus" bricht die nüchterne Ueberlegung des Amerikaners immer wieder durch. In seiner spätern Zeit ist er viel ruhiger, abgeklärter. Die Lehre von der unmittelbaren Erleuchtung ist auf den modernen Gedanken der freien Persönlichkeit eigenartig aufgepfropft. Am Protestantismus hat ihn das Dogma von der vollständigen Verderbtheit der Menschennatur abgestoßen. Im Prinzip kulturfeindlich, sei der Protestantismus „antiamerikanisch." Am Katholizismus schätzt er Nichts so sehr, als daß er die individuelle Eigenart zur Geltung kommen lasse, auf jedes Bedürfnis der Natur berechnet sei, die natürlichen und sozialen Tugenden nicht unterdrücke, sondern anerkenne. Daher seine Wahlverwandtschaft mit dem amerikanischen Geiste, der die bürgerlichen Tugenden zur glänzendsten Entfaltung bringe.

Darum fordert Hecker entschieden neue Methoden in der Kirche. Unaufhaltsam strebt das moderne Leben der Freiheit und Unabhängigkeit zu. Das ist eine radikale Veränderung. Auch die Kirche muß sich dieser Bewegung anschließen. Hecker sucht ihre Auktorität mit seiner Individualitätslehre und seinem Enthusiasmus auszugleichen. Freilich ist allein der Geist der unmittelbare Leiter der Seele, aber um seine Antriebe unterscheiden zu können, muß man sich an die äußere Auktorität halten, wie sie sich in der Kirche darstellt. Immerhin fordert auch Hecker eine Veränderung in der innern Struktur der Kirche, in ähnlichem Sinne wie Schell. Hat sie bisher vor allem die passiven Tugenden gepflegt, Devotion, Askese u. s. w., so müssen in Zukunft die aktiven vorantreten, die Energie, die freie Initiative des einzelnen Bürgers. Der Katholizismus muß männlicher werden. Die Epoche des romanischen Katholizismus, die der Hierarchie, der Disziplin, dem Kultus ihren Stempel aufgeprägt hat, muß abgelöst werden durch die des angelsächsischen. Sie wird die Innerlichkeit in der Religion, die Selbständigkeit im kirchlichen Handeln zur Entfaltung bringen.

Man sieht, wie mannigfach sich diese Gedanken mit denen Schells berühren.

Die Persönlichkeit ist freilich andrer Art gewesen. Es steckt in Hecker etwas von ursprünglicher religiöser Kraft. Er hat auf bedeutende und ernste Menschen einen tiefen Eindruck gemacht. Manches geistvolle kernige Wort findet sich in den Reden, den Tagebüchern, den Briefen. Sein amerikanisches Selbstbewußtsein mag uns manchmal abstoßen oder komisch berühren — unter dem Eindruck der großen Kirchenversammlung drängt es ihn im Frühjahr 1870 auf einem großen Platz in Rom mit lauter Stimme drei Hurra auf das Paradies, eines auf die Vereinigten Staaten auszubringen —; aber es hat ihm eine nie ermüdende Energie, einen beneidenswerten Optimismus mitgegeben. Freilich einen Optimismus auch in religiöser Hinsicht, der seiner Religiosität einen Charakter giebt, den wir sonst an den Heiligen nicht gewöhnt sind. Sie baut sich nicht auf dem tiefen Gefühl der eignen Schuld auf, sondern auf einer starken Empfindung der ursprünglichen Güte der Menschennatur. Sein Katholizismus hat etwas Siegesgewisses, etwas Universales, er ist nicht kleinlich und ängstlich. Manches erinnert an die Art, wie die englischen Konvertiten, Newman und Manning, in ihren neuen Glauben doch ein Stück Protestantismus herübergepflanzt haben. Mit ihnen steht Hecker und stehen die Paulisten auch in historischem Zusammenhang. Die Oxforder Bewegung hat auf Hecker und seine Freunde eingewirkt. Und die meisten Führer der Amerikanisten sind wiederum Schüler Heckers gewesen.

Heckers Biographie, von einem Paulisten, Pater Elliott geschrieben, hat in englischer Sprache wenig Aufsehen erregt. Dagegen hat sie in einer französischen Uebersetzung in Frankreich das Signal zu heftigen Kämpfen gegeben. In die Gärung, in der sich der französische Katholizismus ohnedem befindet, griffen die Ideen des Amerikanismus ein. Ireland hat bei einer europäischen Reise selbst für sie in Frankreich geworben. Der Abbé Felix Klein, Professor am katholischen Institut in Paris, hat für Hecker Propaganda gemacht, freilich in einem agitatorischen Sinne, der Hecker selbst fern lag. Das Buch ist viel gelesen worden, Auflage um Auflage erschien. Es war wie ein Panier, um das sich viele, besonders jüngere Geistliche scharten, die einen fortschrittlichen Katholizismus anstrebten. Wie es zu gehen pflegt, haben die europäischen Anhänger Heckers Ideen verändert. Der französische „Amerikanismus" hat einen schärfern Accent und eine Stimmung der Feindschaft gegen die Kirchenleitung, die sich bei Hecker selbst nicht findet. Dazu hat beigetragen, daß, wie E. Coppinger (La Polémique Française sur la vie du Père Hecker, 1898) nachgewiesen hat, die französische Uebersetzung vielfach ungenau ist und manche Ausführungen der englischen Biographie verschärft. Die ultramontanen Gegner haben sich gerührt. Feiner sind unter ihren Händen die angefochtenen Ideen auch nicht geworden. Der Abbé Charles Maignen hat eine breite und denunziatorische Entgegnung geschrieben, an die 400 Seiten: Le Père Hecker est-il un saint? Heckers Gedanken werden hier — mit mehr gutem Willen als Verstand — zum Teil auf Kant zurückgeführt! Maignen hat von hohen Würdenträgern und jesuitisch gerichteten Gelehrten eine Reihe von Zustimmungsbriefen empfangen. Alle die furchtbaren Irrtümer der letzten drei Jahrhunderte seien im Amerikanismus vereinigt. Satolli schrieb, es werde hoffentlich gelingen, dieser entsetzlichen Pest Einhalt zu thun, deren Ansteckung sich über zwei Weltteile ausbreite. Stark ausgenutzt wurde die Thatsache, daß ein Teil der ausgetretnen französischen Priester, wie der Abbé Charbonnel, erst Amerikanisten gewesen waren, ehe sie der Kirche den Rücken kehrten. Inzwischen zog der Streit immer weitere Kreise. Auf dem Freiburger Gelehrtenkongreß im August 1897 ist ein amerikanischer Theologe O'Connell in gemäßigter Weise für Heckers Gedanken eingetreten. Ein französischer Prälat entgegnete sofort. In der Contemporary Review erschien im Dezember 1897 ein „Romanus" gezeichneter Artikel über den liberalen Katholizismus. Darin war die Kirche aufgefordert, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung zu tragen, den Gedanken der Entwicklung anzuerkennen, die kritischen Forschungen über das Alte und Neue Testament nud die Dogmengeschichte zu rezipiren, die Arbeiten von Reuß, Kuenen, Wellhausen, von Weizsäcker und Harnack! Trotz der tiefsten Unzufriedenheit will der Verfasser nichts von Trennung wissen. Man darf die wundervolle Organisation, die sich die Kirche bis zum Vatikanum, dieses eingeschlossen, geschaffen hat, nicht zerschlagen; man muß sich ihrer bemächtigen und sie mit liberalem Geist erfüllen. Die Gegner haben auch diesen Artikel mit den Führern des Amerikanismus in Verbindung gebracht. Das war gewiß unberechtigt.

Die Entscheidung lag jetzt bei Rom. Ein langer unterirdischer Kampf wurde hier geführt. Der „Spektator" hat ver-

sprochen, bald einmal die Intriguen zu enthüllen, die schließlich zum Ziel geführt haben. Man rühmt den Kundgebungen Leos Klugheit, Feinheit und Besonnenheit nach. Das Breve an Kardinal Gibbons, das den Amerikanismus verurteilt, zeigt jedenfalls diesen Geist. Geschickt verurteilt es die amerikanischen Ideen in einer gesteigerten, pointirten Form. Es dreht sie so heraus, daß die besonnenern Vertreter des Amerikanismus gegen die Verurteilung nicht viel einwenden können. Und zugleich giebt es nicht bloß den Gegnern die verlangte Genugthuung, sondern wahrt zugleich die Prinzipien der katholischen Kirche klar und bestimmt gegenüber den modernen Ideen, die sich ihr aufdrängen wollen. Folgendes sind die Grundgedanken.

Sollen mit dem Namen „Amerikanismus" die Vorzüge der amerikanischen Nation, die bei ihr geltenden Gesetze bezeichnet werden, so ist keine Rede davon, sie zu verwerfen. Aber zum Teil werden damit Meinungen bezeichnet, die mit der Kirche unvereinbar sind. Die amerikanischen Bischöfe werden die ersten sein, sie als eine Beleidigung des amerikanischen Volks zu verwerfen. Denn sie erwecken den Verdacht, als ob in Amerika Leute wären, die eine eigne Kirche anstreben.

So wird zunächst die Lehre verworfen, daß, um die Abtrünnigen zu gewinnen, von der Strenge im Dogma irgendwie abgegangen werden darf. Von der gottgegebnen Lehre darf Nichts verschwiegen, Nichts abgezogen werden. Anders die christliche Lebensordnung. Sie läßt an sich Veränderungen zu; aber nicht Privatleuten, sondern der Kirche kommt es zu, darüber zu entscheiden. Verwerflich ist die Einführung einer Freiheit, durch welche die Auktorität der Kirche eingeschränkt, und den Gläubigen, mit Berufung auf die bürgerliche Freiheit, größere Selbständigkeit eingeräumt wird. Die Erklärung der Unfehlbarkeit war nicht dazu bestimmt, eine Zeit größerer Freiheit einzuleiten, sondern in der Gegenwart mit ihren großen Gefahren, mit ihrer schrankenlosen Freiheit zu um so engerm Anschluß an das Lehramt aufzufordern.

Sodann werden die Konsequenzen der falschen Prinzipien verurteilt: die Herabsetzung des äußern Lehramts; die Ueberschätzung der innern Erleuchtung; die Anpreisung der natürlichen Kräfte; die Einteilung der Tugenden in aktive und passive und die Voranstellung der erstern; die Verachtung des mönchischen Lebens und der Ordensgelübde. Zur Gewinnung der Abtrünnigen genügen die alten Methoden.

Die Grundgedanken der Biographie Heckers und des Amerikanismus haben, wie es sich in der Sprache Roms von selbst giebt, viel mehr dogmatische Form und Bestimmtheit angenommen, als sie ursprünglich hatten. Auch ist Alles etwas gesteigert. Das hängt mit der Wendung zusammen, die der Amerikanismus in Frankreich genommen hat. Immerhin — wäre der Amerikanismus ein Lehrsystem, so bliebe nach dieser Kritik fortan für seine Verkündiger auf kirchlichem Boden nicht mehr viel übrig als Phrasen. Was ernsthaft darin ist, was auf eine Verschiebung in den katholischen Prinzipien hinweist, das ist verurteilt.

Die Führer der Partei in Amerika haben sofort ihre Zustimmung ausgesprochen. Ireland und Andre in Rom; Gibbons und der Superior der Paulisten in äußerst devoten Schreiben aus Amerika. Auch Schell hat erklärt, nie so gelehrt zu haben. Die deutsch-jesuitische Partei in Amerika jubelt. Die Civiltà cattolica hat schon das Triumphlied angestimmt. Die neueste Häresie ist erschlagen.

Für Amerika hat die Entscheidung nicht allzuviel zu bedeuten. Ireland und andre Führer haben sich schon öfter einem ungünstigen Urteil des Papstes gefügt und nachher doch wieder gethan, was sie wollten. Will die katholische Kirche in Amerika an ihren Eroberungsplänen festhalten, so muß sie den modernen Gedanken und den liberalen Prinzipien der amerikanischen Gesellschaft Konzessionen machen. Die Ausdrücke dafür mögen wechseln, diese Bestrebungen selbst bleiben eine Macht.

Die amerikanische Kirche war für Leo ein Sorgenkind. Ihr gegenüber war seine Politik schwankend und nicht frei von Mißgriffen. Er wird es als eine ungelöste Frage seinem Nachfolger überlassen, wie sich in Amerika die Kirche mit der modernen Kultur zurechtfinden soll.

Alfred Hegler

Vom Kieler Kongreß

Wie gern plauderte ich ein wenig über den äußern Verlauf des Kongresses in Kiel. Aber die Zeit ist ernst, Muße und Raum knapp, und ich weiß so schon nicht, wie ich die Fülle der tiefen Anregungen, die man bei diesen Verhandlungen empfangen hat, in gemessenem Bericht bewältigen soll. Es war wieder ein schönes Stück Gedankenarbeit, das da gethan worden ist. Wer das gering achtet, wem das keine That ist, den können wir nicht bekehren. Aber es waren doch recht Viele in Kiel, die daran ihre helle Freude hatten, so gut wie an der schönen Fahrt ins bewegte Meer hinaus und an der Freundlichkeit treuer und lieber Menschen, die wir von unsern Gastfreunden erfuhren.

1

Ueber die Stellung der lutherischen Kirche zur sozialen Frage sprach am ersten Vormittag Professor Kaftan aus Berlin. Auf dem Boden eines ganz lutherischen Landes, einer Kirche, die in ihrem lutherischen Charakter nie ist gefährdet worden, und die doch ihren Melanchthonischen Sauerteig von dem Ursprunge her mit auf den Weg bekommen hat, dazu durch die Geschichte der politischen Kämpfe im Lande freiheitlich, charakterfest und weltoffen zugleich erhalten worden ist, ein gutes Thema.

Der Redner führte aus, wie Alles, was das Christentum auf weltlichem Gebiete gewirkt hat, indirekte Wirkung gewesen sei. Darum war diese Wirkung nicht geringer, im Gegenteil, das Völkerleben hat durch das Christentum faktisch eine Umgestaltung von Grund aus erfahren. Man achte nur auf die Wertschätzung der Arbeit und auf die Beurteilung des Menschen, die wir ihm verdanken. Diese neuen Gedanken im Evangelium kamen in der mittelalterlichen Welt, wo das Lebensideal der Kontemplation (der frommen Betrachtung) die Gemüter beherrschte, nicht zur Geltung. Daher war die Wirkung der Reformation, wenn sie zunächst auch nichts that als das wieder entdeckte Evangelium verkündigen, auf das soziale, wirtschaftliche Leben trotzdem eine große; es wiederholte sich eben derselbe innere Prozeß, wie bei den Impulsen, die vom ursprünglichen Christentum ausgegangen waren. Dessen Gedanken sind in der Reformation so zur Geltung gekommen, daß sie nicht mehr verloren gehen können. Das Ebenbild Gottes sehen wir heute in nichts Andrem als in dem thätigen, sittlichen Gehorsam, und die weltliche Kulturarbeit ist uns der von Gott geordnete Boden für dessen Bewährung. So brauchen wir die Welt mit der Fülle der in sie hineingelegten Aufgaben für die Entstehung des persönlichen Lebens, dessen Vollendung in Gott unser höchstes Ziel ist.

Dem einzelnen Christen ist damit nach lutherischer Lehre eine sehr klare Stellung zum weltlichen und also auch zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben gegeben. Wie stehts nun aber um die Kirche? Ist es recht, daß von den christlichen Kirchen gerade die lutherische sich von direkt sozialer Arbeit am meisten zurückgehalten hat? Sie war vielmehr auf dem richtigen Wege. Denn wo man der Kirchengemeinschaft, dem Kirchentum als solchem direkte soziale Organisation und Bethätigung zumutet, steuert man auf den katholischen Irrtum zu. Katholische Anschauung, katholische Forderung ist es, daß „die Kirche" das Reich Gottes sei, daß man in ihr die alleinige göttliche Institution auf Erden, das alleinige christliche Organ für Alles sieht. Uns aber ist unsre „Kirche" — wenn gleich geschichtliche, von Gott gewollte — menschliche Ordnung neben andern menschlichen Ordnungen, eingeschlossen auch das Amt der Gnade, das Amt des Wortes. Natürlich wirkt sie auch eben als menschliche Ordnung sozial. Nicht umsonst findet sich in ihr das christliche Volk, der christliche Haufen, wie Luther sagt, zusammen. Und es wird von diesem Haufen thatsächlich im protestantischen Geist Alles aus dem Fundament heraus anders geordnet als im katholischen. Es ist auch im protestantischen Kirchenwesen ein Körper da mit vielen Gliedern, die ihren bestimmten gegenseitigen Dienst haben. Aber die Kirche als solche tritt nach lutherischer Anschauung prinzipiell den weltlichen Aufgaben gegenüber nur in Aktion, indem die Diener am Wort

zur Schärfung der Gewissen eben das Wort verkünden. Thun sie das nicht, dann sind sie „stumme Hunde.“ So predigte einst Klaus Harms „wider den Landesfeind.“

In der Wortverkündigung und in der Volkserziehung liegt denn auch heute noch die soziale Aufgabe der (lutherischen) Kirche. Die Geschichte steht unter Gottes Leitung: Gott will es, „die Kirche“ muß auch als Kirche dafür einstehen, an Herz und Gewissen ihrer Glieder dahin wirken, daß die Sozialreform gefördert werde. Gott drängt, daß immer weitere Kreise zur Mündigkeit und sittlichen Selbständigkeit erhoben werden. Indem die Reformation den Menschen in der höchsten Beziehung selbständig machte, ihm eignen Glauben und persönliches Christentum auf eigne Verantwortung zumutete, hat sie den Grund gelegt für die innere Selbständigkeit jeder Menschenperson in jeder Beziehung. Damit sind wir als lutherische Christen zu Freunden der Sozialreform prädestinirt gegenüber dem Patriarchalsystem früherer Zeiten.

Gewiß, das Neue, was an Stelle des Alten treten soll, ist unfertig. Es weht in der neuen Welt eine rauhe und scharfe Luft. Mancher sehnt sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Aber es giebt kein Zurück. Für uns jedenfalls nicht, die wir jeden Fortschritt in der Volkserziehung zu sittlicher Selbständigkeit der Einzelnen zu begrüßen und zu fördern die heilige Pflicht haben.

Dabei bleibt für uns die Erziehung für das Reich Gottes der leitende Gedanke. Das ewige Leben in Gott bleibt uns das höchste Gut; damit ist uns die Relativität alles Zeitlichen, namentlich aber der irdischen Glücksumstände in ihrem Wert für wirkliches Glück gegeben. Insoweit die Sozialdemokratie das verkennt, kann die Kirche nur ihre Feindin sein. Aber den sozialen Menschen von heute soll sie verstehen und im Bunde mit allen guten und befreienden Mächten helfen, daß die soziale Reform als Gewissenssache empfunden und zum Heil der geistigen Persönlichkeit des Menschen durchgeführt wird. —

Dies in gedrängtester Kürze der Grundgedanke des anderthalbstündigen Vortrags. Mir kam beim Anhören fast beängstigend Folgendes zum Bewußtsein.

Welch ein ungeheurer Idealismus, den diese Kirche hat und vertritt! Das größte Erlebnis bringt sie dem Menschen und fordert es von ihm. Ein rein innerliches: daß er das Evangelium annehme, daß er seinen Gott finde oder sich von ihm finden lasse. Damit stellt sie ihn auf seine eignen Füße. Alle die faul und falsch befundnen Krücken, die die mittelalterliche Kirche ihm gab, werden ihm genommen. Sein ganzes Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt, sein ganzes sittliches Verhalten soll er nun von sich aus finden, kraft des Glaubens, der Gottesgemeinschaft, die er zu eigen hat. Wie unüberbietbar groß und frei ist dieser Standpunkt! Aber auch wie schwer! Wie grausam für den noch Unmündigen! Und wann werden wir ganz mündig?

Aber da ist das Wort. Das mahnende und stärkende. Das erziehende und unterweisende. Vortrefflich. Wenn es nur nicht wiederum durch das Medium irrtumsfähiger Verkünder hindurchginge! Die auch ihrerseits erst für sich die Verbindung zwischen dem innern Erlebnis ihres Gottes — vorausgesetzt, daß sie es erfuhren — und dem Leben draußen in kraft eignen Glaubens herstellen müssen, um Andern Wegweiser und Genossen zu sein! Auf alle Fälle: wenn sie ihren Mitchristen den begehrten Dienst leisten sollen, genügt nicht die schlichte Kenntnis des Evangeliums, sondern sie bedürfen einer eindringenden Kenntnis des Lebens und seiner Daseinsbedingungen, der Menschenseele und seiner Geheimnisse. Thatsächlich wird dies auch außer dem persönlichen Christentum von jedem Pfarrer, Prediger und „Seelsorger“ verlangt. So spitzt sich jede Verhandlung über Kirche und soziale Frage auf lutherischem Boden immer wieder auf die Frage nach der sozialen Aufgabe des Pastors zu. Denn das Wort „Volkserziehung“ heißt auf alt lutherischem Boden nicht Erziehung durch die Gemeinde, sondern Erziehung durch das Amt, durch den Pastor.

Einst übte der Pastor frischweg sein Mahn- und Strafamt. Das Leben umher kannte er, denn das war nicht so schwer. Er rügte in seinen Predigten kräftig und deutlich die Müllersünden und die Bäckersünden. Ob das bei dem Müller und dem Bäcker half, war ihre Sache, jedenfalls mußten sie sichs gefallen lassen. Auch manchem Fürsten hat sein Hofprediger seine Sünden vorgehalten. Heute wird dies Mahn- und Strafamt viel weniger geübt. Man würde es auch nicht mehr so dulden. Warum nicht? Fehlt es den Predigern an der Liebe zur Gerechtigkeit? Fehlt es am Mut? Nun, der Hauptgrund ist, daß das Leben der Menschen um uns her zu komplizirt geworden ist, daß wir die Bedingungen, unter denen sie Christen sein sollen, — als Theologen und Pastoren — nicht mehr übersehen. Daß wir bei der Anwendung der christlichen Lehre auf die Praxis ihnen nicht mehr sachverständige Freunde sein können, wie vor dreihundert und hundert Jahren die Pfarrer es ihren Gemeindegliedern sein konnten. Ja in wie beneidenswertem Maße waren sie das noch in der vielgeschmähten rationalistischen Zeit!

Damit das wieder so werde, hat jüngst einer unsrer Freunde verlangt, daß die Pfarrer wieder mit Landwirtschaft treiben. Aber wo Landwirtschaft getrieben wird, sind ja noch verhältnismäßig einfache Verhältnisse. Komplizirt wird das Leben, wo die Maschine rasselt. Komplizirt wird es, wo die Menschenmassen sich unnatürlich zusammenhäufen. Und da hilft nichts Andres als eine gewisse Ausbildung des Pastors nach der sozialen und wirtschaftlichen Seite hin, soweit, daß der Sinn ihm aufgehe für die Lebensbedingungen, unter denen alle die verschiednen Stände, denen er dienen will, Christen sein sollen.

Weiter aber folgt, daß der Pastor allein mit seiner Verkündigung heute den Gemeindegliedern den Dienst nicht leisten kann, den die Glieder von der Gemeinde, der Kirche, erwarten dürfen. Mit andern Worten: die Gemeinde, die Kirche, darf nicht mehr der Pastor allein sein. Dem Pastor müssen andre Personen, Organe, Einrichtungen zur Seite stehn. Das lutherische Prinzip, daß die Wortverkündung allein es macht, genügt nicht mehr. Pastor von Ruckteschell aus Hamburg war es, der in Kiel wieder darauf hinwies.

Ein Andres muß aus der reichen Fülle dessen, was die Diskussion brachte, hervorgehoben werden. Dr. Maurenbrecher, Mitredakteur der Hilfe, machte in eindrucksvoller Rede darauf aufmerksam, wie schwer die Anwendung der neutestamentlichen Ethik auf unser heutiges Leben sei. Er fragte insbesondre, ob wir vom Standpunkte des Christentums die soziale Bewegung mitmachen dürfen, indem wir die Menschenschicht, die vorwärtskommen will, dazu ermutigen, ihr das gute Gewissen dazu geben. Haben wir ihnen nicht von Evangeliums wegen das Ideal der Zufriedenheit, der Bescheidenheit, der Gottergebenheit in das soziale Los, das Jedem zugefallen ist, zu predigen? Und indem er für sich das nicht annehmen konnte, protestirte er dagegen, daß wir in unsrer Predigt, in unsrer Katechismuslehre, in unsrer Theologie den wirtschaftlich-ethischen Ballast früherer Jahrhunderte gedankenlos mit weitertragen, statt endlich unser evangelisches Christentum davon zu befreien. Er forderte von den Vertretern der systematischen Theologie, daß sie auf diesem Punkte ihre Schuldigkeit thun, die wichtigen Begriffe, in denen ethisches und wirtschaftliches Leben zusammen ihre Heimat haben (Eigentum, Stand, Macht, Arbeit um Lohn u. s. w.), neu untersuchen und zureichende Normen zur Beurteilung des gegenwärtigen Wirtschaftslebens aufstellen.

Eine dahin gehende Resolution wurde von dem Referenten Professor Kaftan angenommen und von der Versammlung beschlossen. Vielleicht macht sie die Herren Theologieprofessoren, die mit wenigen rühmlichen Ausnahmen sich vom Evangelisch-sozialen Kongreß fernhalten, darauf aufmerksam, daß dort Dinge getrieben werden, die die theologische Wissenschaft sehr nahe angehn, und mehrt den Sinn für Studien, an denen man ebenso sehr seine historische Methode bewähren wie praktisch fruchtbar arbeiten kann. Daß in der oben beschriebnen Not des Gemeindechristen wie des Pastors gegenüber dem veränderten Leben der gelehrte Christ, der Universitätstheolog besonders berufen ist, seinen Hilfsdienst zu leisten, ist klar. Ich darf darauf hinweisen, daß ich aus der am eignen Leibe empfundnen Not heraus als Pfarrer Aehnliches wie Maurenbrecher schon in meinem Gießener Vortrag „Religion und Moral“ (Gießen, Ricker, 1898) gefordert habe. Das wurde damals von einem

verehrten Freunde „mehr aufregend als anregend“ gefunden. Und aufregend ist es auch. Aber das liegt nicht an dem, der es sagt, und wie er es sagt, sondern an dem Ernst der heutigen Lage.

Es versteht sich, daß auch die Kirchenbehörden, die wahrlich nicht direkt Sozialpolitik treiben sollen, diesen Ernst der inneren Lage nicht verkennen und das ihm sich zuwendende Interesse nicht hindern und stören dürfen. Im Gegenteil, sie sollen die in dieser Richtung rege gewordne Arbeit schützen und vertreten. Das wurde auch im Kongreß wieder mit aller Deutlichkeit gefordert.

Der Kongreß aber hat seinerseits sich selbst wieder als ein Organ der Reformationskirche erwiesen, indem er die von vielen Berufnen gering geachtete, ja Manchem verdächtige Arbeit an seinem Teile redlich weiter thut. Ich muß für die Fülle des Interessanten, die sonst diese erste Redeschlacht am Donnerstag Vormittag bot, auf das Protokoll der Verhandlungen vertrösten. Aber mit Recht wies der verdiente Mann, der in Kiel zum zehnten mal der Tagung vorstand, zum Schluß darauf hin, daß der Kongreß eine Institution unsrer Kirche geworden ist, die nicht mehr übersehen werden kann. R

Der Friedensgedanke und das Christentum

Es ist für den unbefangen Urteilenden keine Frage mehr, daß der Friedensgedanke auch in Zukunft Fortschritte machen wird.*) Und zwar desto schneller, je weitere und einflußreichere Kreise für ihn eintreten werden. Uns scheint aber, daß dazu auch die ausgesprochen christlichen und kirchlichen gehören müßten, die sich bisher beinahe ostentativ von einer Berührung mit ihm ferngehalten haben. Zu zählen sind z. B. die Geistlichen, die Mitglieder der Friedensvereine sind, noch geringer an Zahl diejenigen, die innerhalb dieser Vereine irgendwie führend thätig gewesen sind. Dem Schreiber dieses Artikels sind nur drei bekannt geworden: Prediger Seydel in Berlin, Pfarrer Umfrid in Stuttgart („Friede auf Erden.“ Eßlingen, Langguth, 1898. Vgl. Chr. W. 1897, 23) und Pfarrer Dr. H. Müller in Elgersburg („Friede auf Erden,“ ein Vortrag. Gotha, Perthes, 1897). Selbst den so unendlich besonnenen Bestrebungen des neuen Münchner Komitees gegenüber haben die kirchlichen Kreise eine gleiche Ablehnung für gut befunden. Auch hier sind nur drei, vier Pfarrer beigetreten. Das muß anders werden. Und dazu aufzufordern und anzuregen ist die Absicht dieses Artikels, der das gegenseitige Verhältnis von Friedensgedanken und Christentum kurz erörtern soll.

Was hat Jesus Christus zum Friedensgedanken gesagt? Die Antwort kann sehr kurz sein: gar nichts. Es existirt keinerlei Anhaltspunkt dafür, daß Christus sich jemals über seine Auffassung des Kriegs geäußert habe, wie er das ja allgemeinen politischen, sozialen und Machtfragen gegenüber auch sonst nicht gethan hat. Christus war, wenn man das Wort ihm gegenüber gebrauchen darf, reinster Individualist. Sein geheimnisvolles persönliches Verhältnis zu Gott war der Brennpunkt seines Wesens; es in persönlichster und ergreifendster Form in Wort und That zum Ausdruck zu bringen und wieder in einzelne Persönlichkeiten seiner Volksgenossen überströmen zu lassen, war seine Aufgabe. Er wußte, war sie gelöst, so ergab sich im Laufe der Zeiten alles Andre mit zwingender Notwendigkeit von selber. So sagte er den Seinen nichts von Dingen, „die sie doch noch nicht fassen konnten.“ So hat er sich auch jedes Urteils über den Krieg enthalten.

Auch bei den Christen des ersten Jahrhunderts ist keine Aufklärung über das Problem zu finden. Ganz natürlich. Auch ihre Frömmigkeit war, nach dem Vorbilde ihres Herrn, ganz persönlich und persönlich begrenzt. Sie war, wie wir jetzt alle wissen, außerdem eschatologisch bestimmt. Ihre Augen waren dem Himmel, der Parusie Christi entgegengerichtet. In den Bildern freilich, die sie sich später von der tausendjährigen Herrschaft des Herrn auf Erden machten, lag auch die Gewißheit von der endgiltigen Beseitigung des Kriegsübels. Aber das ist Alles. Eine feste, bewußte, willensmächtige Stellung zum Kriege haben auch sie, soweit uns bekannt ist, nicht eingenommen.

Das geschah erst, als das Christentum sich auch unter den Soldaten des römischen Heeres weiter verbreitete. Und zwar in psychologisch sehr verständlicher, aber dem innersten Wesen des Christentums gerade entgegengesetzter Weise: das Kriegshandwerk wird aufgefaßt wie jedes andre Handwerk; der Soldat muß kämpfen, wie der Weber seine Teppiche weben muß; Beides ist von dieser Welt, aber das Herz des Christen ist nicht dabei; sein Inneres lebt ein andres, besseres Leben, demgegenüber das bürgerliche Dasein und seine Verrichtungen gänzlich Nebensache sind; über ein Kleines ist ja ohnehin dies alles abgestreift — also, wozu dagegen ankämpfen? Und selbst wenn man es gewollt hätte, hätten die kaum Geduldeten, die Minorität, die Kraft dazu gehabt? Ja, auch nur den Beruf? Die Obrigkeit hatte, nach Pauli Verordnung, alle Gewalt über sie, und diese, Niemand anders, hatte auch die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Heer und Heeresdienst in der Hand. Ihr mußte der Christ sich auch in dieser Frage beugen. Die erste positive Auseinandersetzung von Christen mit Krieg und Kriegshandwerk hatte praktisch die notgedrungne Hinnahme des Krieges als eines unerläßlichen Bestandteils des Erdendaseins zur Folge.

Als dann das Christentum Staatsreligion wurde, verlor sich auch der letzte Rest von Unklarheit in der Auffassung der Majorität der Christenheit über den Krieg. Krieg und Christentum reimt sich in ihren Augen sehr wohl zusammen. Ja, Gott ist mit jedem christlichen Heere. Alsbald zieht man in seinem Namen ins Feld. Und um seinetwillen einen Krieg zu führen, gilt schließlich gar als ein verdienstliches Werk, unter Umständen als religiöse Pflicht. Die „Christianisirung“ des Krieges war fertig. Ihre krasseste Vollendung waren die Religionskriege.

Und dabei ist es durch die Jahrhunderte geblieben. Ab und an erhob sich wohl ein Protest, um bald ungehört zu verhallen. Nur heimlich, sich selbst kaum bewußt, konnte der Friedensgedanke unter Christen weiter dämmern, als Hoffnung und Erwartung des tausendjährigen Friedensreiches.

Auch Luther hat an diesem wunden Punkte keine Aenderung herbeigeführt, im Gegenteil das Uebel eher verschlimmert. Und zwar durch seine unbedingte Rehabilitirung des individuellen Charakters der christlichen Frömmigkeit, durch die Beschränkung der Aufgaben der Kirche auf Predigt und Sakramentsverwaltung, durch die Erhebung der Staatsgewalt zu einer unabhängigen, von Gott gewollten Autorität, die Macht hat über den Einzelnen, das Schwert in der Hand und die Entscheidung über Krieg und Frieden in den Falten ihrer Toga. Zwar macht Luther sie dem höchsten Gotte unmittelbar verantwortlich, fordert von ihr Frömmigkeit, Sittlichkeit, christliches Handeln, erwartet in jedem Staatsleiter ein lebendiges christliches Gewissen, aber er erreicht damit nur entweder, daß diese Staatsleiter nun um dieses ihres christlichen Gewissens willen in Gottes Namen Kriege führen, oder daß sie ihr politisches von ihrem privaten Leben scharf trennen und die christliche Sittenlehre nur für das letztere als überhaupt zuständig erklären. Für jene Haltung sind Gustav Adolf und Cromwell, für diese Bismarck wohl die augenfälligsten Beispiele. Und unter dem übermächtigen Drucke solcher Autoritäten hat das Staatskirchentum von Luther an bis heute beinahe nichts Andres zu thun gewagt oder doch zu thun vermocht, als die von jenen für notwendig erklärten Kriege zu sanktioniren. Die Frage aber des wirklichen Verhältnisses von Christenglauben und Völkerkrieg ist gerade in den kirchlichen Kreisen bis heute nicht entschieden.

Und doch ist die Entscheidung so einfach. Zwar sahen wir, daß Christus selbst nie etwas direkt über das Problem ausgesagt hat. Wer aber seine ganze Art, seine Lehre, sein Handeln, sein Leiden und Sterben nur mit einem Blicke überfliegt, kann über die wahre Meinung Christi vom Kriege nicht zweifelhaft sein, weiß, daß er ihn verdammte wie nur ein Friedensfreund. Jesus Christus — das war der Friede. In seiner Seele hatte er ihn, den Seinen ließ er ihn, der ganzen Welt wollte er ihn bringen. Nie griff er selber zu Mitteln

*) Vgl. Nr. 20: Der Friedensgedanke in der Vergangenheit. Nr. 21: Die Hauptträger des Friedensgedankens in der Gegenwart. Nr. 22: Die Erfolge des Friedensgedankens in der Gegenwart.

der Gewalt, und wo es einzelne seiner Jünger thaten, sprang er hindernd dazwischen, machte wieder gut, was sie damit schon Uebles angerichtet hatten. Als er selbst in die Hände derer fällt, die ihn vergewaltigen wollen, vergilt er nicht Gleiches mit Gleichem: er verzichtet auf die mehr denn zwölf Legionen Engel seines Vaters, auf der Jünger Hilfe, auf jede andre Art von Notwehr. Er reicht seinen Feinden, die ihn schlagen, auch die andre Backe zum Schlagen hin. Damit sind jene christlichen Kriegsenthusiasten mundtot gemacht, die, indem sie den Krieg ein für allemal als Notwehr auffassen, ihn damit auch für christlich erklären. Und auch die Andern bringen kein Argument vor für die christliche Berechtigung des Völkerkriegs, die Christus mit Recht als einen starken kampffrohen Herrn verehren und eben dann auf diese seine Streitbarkeit hinweisen. Gewiß war Jesus streitbar. Aber er kämpfte immer nur mit geistigen Waffen. Er wollte kein Blut vergießen. Er wollte in seinem Gegner nur das Schlechte, nicht den Menschen vernichten. Krieg beruht auf Haß und Menschenvernichtung, Jesu Kampf auf Liebe und Menschenerhaltung. Jesus Christus ist der erste und größte, ist unbedingter Friedensfreund gewesen.

Dann aber ist für die Kirche, ihre Lehrer und Glieder der Weg ihres Verhaltens sehr klar gewiesen. Sie müssen unbedingt, laut, ehrlich und rastlos für die Verbreitung der Friedensgesinnung und für die allmähliche Verwirklichung des Friedensziels mit eintreten. Das braucht nicht so zu geschehen, daß sie einfach Dependenzen der Friedensgesellschaften oder bloß Mitunterzeichner des Münchner Aufrufs werden, also mit einem Worte einseitig Partei für eine Art und Formulirung des Friedensgedankens gegenüber andern Arten ergreifen. So wenig, wie sie dem sozialen Problem gegenüber irgend eine bestimmte politische Partei ergreifen sollen. Aber hier wie dort sollen sie von Kanzel und Katheder herab, mit aller Kraft, mit allen den großen Mitteln von Macht und Einfluß, die ihren Organen noch über die Gemüter der Menschen zu Gebote stehn, die ethischen, religiösen und allgemein menschlichen Gesichtspunkte zu Gunsten des Friedensgedankens, ja von diesen aus, im richtigen Zusammenhang und in entsprechender Beleuchtung, auch die großen technischen und ökonomischen zu energischem, nie ermüdendem Ausdruck bringen. So sollen sie eine eigne, eigenartige, die bestimmt christliche Friedensbewegung darstellen und es im Uebrigen jedem Gemeindeglied überlassen, je nach seinem Temperament und seinen Neigungen entweder für die Suttnerschen oder Zarischen oder Bebelschen oder Schliefschen Friedensprogrammsätze einzutreten. Jesus Christus zwingt die Kirche hierzu, und Nichts darf sie davon abhalten, diesem Zwange zu folgen.

Aber noch mehr müssen die Lehrer der Kirche thun. Sie müssen sich nicht nur an ihre Gemeinde, sondern auch an die Staatsmänner wenden, die heute die Träger der Regierungsgewalt sind. Sie müssen heute durchsetzen, was Luther einst nur fordern konnte, daß ihre Politik mehr als eine Raubtierpolitik, daß sie eben christliche Politik, ungeschminkte und ungeheuchelte sei. Daß sie nicht bloß ein christliches Privat-, sondern auch ein christliches politisches Gewissen haben, daß sie nicht bloß Friedensphrasen im Munde führen, sondern als höchstes Ziel aller politischen Kunst die Schaffung eines wahren und dauernden Völkerfriedens, dieser Grundlage alles menschlichen Fortschritts, im Auge haben. Dabei werden ihnen die schon früher genannten Schriften von Schlief und Schafter die besten Gehilfen sein. Seitdem diese geschrieben sind, kann kein ernsthafter Diplomat den Friedensgedanken mehr verächtlich beiseite schieben. Denn sie zeigen einen gangbaren Weg, auf den auch das christliche Gewissen Jeden unwiderstehlich zwingen muß.

Die Christliche Welt aber, die, solange sie besteht, stets neu auftauchenden Problemen und Aufgaben kläräugig, warmherzig, unparteiisch und — wenn es die Pflicht ergab — fördernd gegenüber getreten ist, wird sich auch der weitern Erörterung und Unterstützung der Friedensbewegung schwer entziehen können, auch nicht wollen. Sie und die Freunde, die sich um sie gruppiren, sollten die Träger des Friedensgedankens innerhalb der evangelischen Kreise unsers Volkes werden. Vielleicht gelingt ihnen das auch mit dadurch, daß sie bei einer der großen protestantisch-kirchlichen Vereinigungen einmal eine öffentliche Erörterung des Friedensgedankens durchsetzen. Mir scheint dazu der Evangelisch-soziale Kongreß am meisten geeignet und berufen. Denn die Förderung, mindestens aber die unvoreingenommne Untersuchung des Friedensgedankens ist ebenso sehr eine evangelische wie eine, wenn auch nicht ausschließlich, soziale Angelegenheit. Die Behandlung der Friedensidee auf einem der nächsten Kongresse wäre daher wohl am Platze. Ich darf nach allem Vorhergesagten nicht hoffen, daß auch nur die Freunde der Christlichen Welt in der Beurteilung der Friedensfrage von vorn herein mit mir einig sind; umso mehr wollte ich diesen ganzen Gedankenkreis ihrer ernsten Erwägung unterbreiten.

Paul Göhre

Nachwort des Herausgebers. Vorstehende Ausführungen stelle ich hiermit ausdrücklich zur Diskussion. Was insonderheit der heutige letzte Artikel Göhres bietet, ist gewiß nicht erschöpfend, aber fürs erste genug. Meine persönliche Stellung habe ich damit bezeugt, daß ich die Münchner Kundgebung unterzeichnete. Das wird mich auch dann nicht reuen, wenn die Haager Konferenz geringe Ergebnisse zeitigt. Ein Fortschritt ist sie doch. Und das Christentum hat seinen Platz an der Seite alles wahren Fortschritts. Auch die Beobachtung stört mich nicht, daß manche gute Christen sich heut wie kleine Bismarcks geberden, wenn es auf diese Frage kommt. Ich fürchte, es mangelt ihnen dazu der Beruf. Müssen wir denn, sobald wir einen Schritt im nationalen Empfinden vorwärts gekommen sind, im menschlichen und christlichen schleunigst rückwärts gehn? Endlich: diese Sache ist von argen Mißverständnissen umhegt. Adolf Wagner hat in Heft 10 der „Woche" neuerdings den Krieg gepriesen. Mit Recht hat Heinrich Hart (Berliner Lokalanzeiger Nr. 245) darauf aufmerksam gemacht, daß dem von uns sehr verehrten Manne da eine Verwechselung der Begriffe Kampf und Krieg untergelaufen ist. Der Streit, nicht der Krieg, ist der Vater aller Dinge. Daher der Streit zwischen Ideal und Wirklichkeit. Und diesen Streit eben lieben die Friedensfreunde. R

Verschiedenes

Für unsre Studenten. Das akademische Studium bringt dem Lernenden eine unentbehrliche Gabe, die zugleich gefährliches Gift für ihn werden kann: den Zweifel. Eine Gefahr, sagten wir, nicht in dem Sinne, als ob der Zweifel, vor allem der philosophische Zweifel, der Zweifel in Fragen der Weltanschauung, selbst schon bedenklich wäre. Es gehört geradezu zur gesunden Entwicklung des Studirenden: dieses Stadium rückhaltloser Kritik. Gefährlich ist nicht das Zweifeln, sondern das frühe Aufgeben des Zweifelns. Die studirende Jugend hat dabei zwei Wege eingeschlagen: die einen flüchteten sich unter den Schirm und Schutz der Orthodoxie, des Suchens müde geworden; die andern gaben sich den blasirten wissenschaftlichen Schein der Neutralität in den Fragen der Weltanschauung, sind aber thatsächlich mit diesen Problemen ganz gründlich „fertig," als mit Illusionen und veraltetem Kram; auch sie sind müde und wollen ausruhen.

Diese müde Stimmung mit aller Macht zu bekämpfen, ist nach unserm Dafürhalten dem Professor James an der Universität Harvard glänzend gelungen. Eine Reihe von Vorträgen, die er in fachwissenschaftlichen Studentenvereinen gehalten hat, liegt nun gesammelt vor in einem kleinen Buche, das den Titel trägt: Der Wille zum Glauben. (Erschienen bei Frommann in Stuttgart, 1899. Preis 3 Mk.) Das Recht des Individuums, seinem persönlichen Glauben auf seine persönliche Gefahr sich hinzugeben, will er verteidigen, und seine Verteidigung ist eine unwiderstehliche. Nicht daß er jenen modernen pietistischen Strömungen, die unsrer Studentenschaft teilweise den gesunden Geschmack und die jugendliche Frische für immer verderben, das Wort redete. Nicht daß er oberflächlich die Wirklichkeit einer sittlichen Welt postulirte. Nein; gerade vor dem Forum der Rationabilität, gerade vom Boden der Wissenschaft aus will er das Recht des persönlichen Glaubens sicherstellen. Die Hauptfrage, die behandelt wird, ist die oft gestellte, aber selten scharf durchdachte von Optimismus und Pessimismus, oder von Determinismus und Indeterminismus, kurz die Frage unsrer Zeit.

Was diese Vorträge auszeichnet und was sie so erfrischend macht, ist die Gesundheit des Denkens und der Ernst des Entscheidens. Wir können, den Studenten vor allen Dingen, dieses Buch nur recht warm empfehlen. G Traub

Quittung

Für den tapfern Katholiken (vgl. Nr. 15): 100 Mk. von N N, Karlsruhe; 5 von R, Hohenacker.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 3 Mk. von N N, Bergen.

Für Armenien: 3 Mk. von N N, Bergen.

Für das notwendige Liebeswerk: 27 Mk. durch R, Stade.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 12 Mk. aus dem Lehrerinnenseminar in Markgröningen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Berlin. Kirchlich-theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg. Freitag, den 16. Juni, nachm. 5 Uhr, Leipziger Straße 134 (Viktoriasäle). Die bisher angemeldeten Mitglieder erhalten besondre Einladung mit Tagesordnung. Gäste, die der Konferenz beitreten wollen, willkommen.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 22. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Das Karfreitaggesetz — Römische Kirche: Jubiläumsbulle des Papstes; Der Fall Schell; Von der österreichischen Uebertrittsbewegung — Vermischte Nachrichten: Haller Industrie; Wislicenus' Leichenfeier; Rivista Christiana — Personalien

****

Erholungsb. Frl. (gepr. Lehrerin) bittet um Aufnahme in ein christl. Haus im wald. Erzgeb., überhaupt in schöner, gesunder Gegend. Sie wünscht sich dabei im Haushalt zu bethätigen und würde auch die Schularb. d. Kinder überw., in Musik unterrichten, gern mit einer erwachs. Tochter gemeinschaftlich musizieren (ohne gegenseitige Vergütung). Briefe erbeten an die Redaktion d. Bl.

****

Die
Kreis-Sparkasse
zu Dorsten

(Garantieverband: Kreis Recklinghausen) nimmt Einlagen zu **jeder Höhe** (auch durch die Post) an und verzinst dieselben mit **3¾ %**.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen 162.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

In **Karl Riesel's Verkehrs- u. Reise-Blättern** finden wir über **Prof. Kinzel's Schrift: „Wie reist man in Oberbayern und Tirol?"** (Verlag von **Fr. Bahn, Schwerin i. M.** III. vermehrte Aufl. 2 Mk.) folgendes sehr bemerkenswertes Urteil:

„Das Erscheinen dieses eigenartigen und höchst anziehenden Werkchens darf im Interesse des reisenden Publikums mit grosser Freude begrüsst werden; nicht allein, weil es als wertvolle Ergänzung zu den beliebten Reisebüchern von Meyer und Baedeker volle Beachtung findet, sondern namentlich um seiner Tendenz willen, das Reisen nach und in jenen Alpenländern möglichst genussreich und wohlfeil zu gestalten. Wir können dem Verfasser das uneingeschränkte Lob nicht versagen, dass er es verstanden hat, die gestellte Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Wir finden in dem Buche überdies eine Reihe von praktischen Winken, die Vorbereitungen zur Reise zu vereinfachen, treffende Schilderungen von Land und Leuten, Aufzählung von Gasthöfen, in denen man einfache, gute und billige Unterkunft findet, und das alles im munteren Plauderton vorgetragen, so dass aus dem kleinen Führer bald ein lieber Reisebegleiter wird, von dem wir uns ungern wieder trennen." —

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Demnächst erscheinen:

Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche.

Von
D. W. Bornemann,
Professor an der Universität Basel.
8. M. 1.—.

Goethe's Stellung zu Religion und Christentum.

Von
D. **Karl Sell,**
Professor in Bonn.
8. M. 1.80.

Studien
über das
Schrifttum und die Theologie des Athanasius.

Von
Karl Hoss.
Von der Universität Tübingen gekrönte Preisschrift.
Gr. 8. M. 3.—.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur **1 Mk. 75 Pf.** franco. Nachnahme 35 Pf. teurer. Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10 jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Vorzügl. Material zu Vorträgen.
Im Garten Gottes
v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifactus u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.
Carl Villaret, Erfurt.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage von Paul Spindler in Leipzig.